

9 Fallportraits und Umgang mit der (religiösen) Herkunft

Dieses Kapitel folgt einer Struktur nach Fällen, bei der erst die ehemaligen Pflegekinder, dann die aktuellen Pflegekinder (Kapitel 9.1) und schliesslich die Pflegemütter und Pflegeväter einzeln, als Mitglieder der fünf Pflegefamilien (Kapitel 9.2), dargestellt werden (vgl. Tabelle 3 und 4, S. 63 und 64).

Dabei werden in einem ersten Abschnitt die Fälle kurz aus ihrer Eigenperspektive skizziert und Angaben zum Alter, zur Art der Pflegefamilie, zur Dauer des Aufenthaltes der Pflegekinder in der Pflegefamilie, zu den Wohnverhältnissen der Pflegefamilie und zu vorhandenen (Pflege-)Geschwistern gemacht. Ausserdem wird die Religiosität der Befragten zum Interviewzeitpunkt dargestellt sowie die Rolle der Fachpersonen der Pflegekinderhilfe beschrieben. Ein zweiter Abschnitt stellt die Beziehung zu den Herkunftseltern der Pflegekinder dar. Bei den (ehemaligen) Pflegekindern wird in einem dritten Abschnitt ausgeführt, wie die Pflegeeltern aus Sicht der Pflegekinder mit den Herkunftseltern umgehen. Bei den Pflegemüttern und Pflegevätern wird in einem dritten Abschnitt dargestellt, was sie zur religiösen Erziehung der Pflegekinder und dem Austausch darüber mit den Herkunftseltern erzählen.

Jeweils fett markiert sind die Namen der Mitglieder der Pflegefamilien, die zu den Befragten gehören und hier ebenfalls als Fälle dargestellt werden.

9.1 (Ehemalige) Pflegekinder und der Umgang mit den Herkunftseltern

Die Pflegekinder beschreiben ihre Herkunftseltern unterschiedlich ausführlich, schliesslich variiert die Zeit, die sie mit diesen in Kontakt sind oder waren von relativ häufig (Marcel, Janosch, Melanie, Hadjar, Corinne: Vater) über sporadisch (Muriel, Sämi: Mutter, Corinne: Mutter) zu nie (Sämi: Vater). Teilweise beziehen sie ihre Informationen zur Geschichte der Herkunftseltern und -familie indirekt über Verwandte (Janosch, Muriel, Sämi), geerbte Tagebücher (Muriel) oder Akteneinsicht (Sämi).

Bei ihrer Charakterisierung der Herkunftseltern formulierten die (ehemaligen) Pflegekinder die diversen Probleme und Herausforderungen der Herkunftseltern, die zum Pflegeverhältnis beigetragen haben. Zudem beschrieben sie deren Eigenschaften und Persönlichkeit, zum Teil wurden Aussehen, ethnischer Hintergrund, Religiosität und so

zioökonomische Merkmale erwähnt. Die Befragten äusserten sich zu ihren Gefühlen, die sie gegenüber ihren Herkunftseltern haben oder auch über die Zeit entwickeln und beschrieben die Art des Kontaktes. Zudem erzählten sie von der weiteren Herkunftsfamilie und deren Bedeutung für sie als Pflegekinder.

9.1.1 Janosch

Fallskizze

Janosch ist zum Befragungszeitpunkt 45 Jahre alt. Aus einer evangelikalen Herkunftsfamilie stammend, wird er mit 16 Jahren aufgrund seiner Homosexualität und der exzessiven Gewaltanwendung seiner Eltern milieuintern in einer Pflegefamilie untergebracht. Es ist ein informelles Pflegeverhältnis, das durch einen Pastor der evangelikalen Gemeinde organisiert wird. Sein Elternhaus steht in einer Agglomerationsgemeinde, die erste Pflegefamilie lebt in einem grösseren Dorf und beide Familien sind Mitglieder derselben evangelikalen Gemeinschaft. Als Pflegekind eckt Janosch rasch an, es kommt in der Folge zu zwei Umplatzierungen, immer im evangelikalen Milieu und für jeweils weniger als ein Jahr. Dann geht Janosch in eine christlich geführte Institution zur Konversionstherapie und bleibt insgesamt zwei Jahre. Die Pflegeeltern sind jeweils im Ernährermodell organisiert und haben leibliche Kinder, »alle zusammen mustergültige lammfromme Sprosse ((abwertend, CH: Goofen))« (Janosch 01:32:59-9). Er selbst hat einen leiblichen Bruder, der bei den Herkunftseltern lebt. Es gelingt Janosch nicht, eine Zugehörigkeit und positive Bindung zu irgendeinem Pflegefamilienmitglied aufzubauen. Als junger Erwachsener löst er sich in einem schmerzlichen Prozess von der evangelikalen Gemeinschaft und seinem Glauben und orientiert sich zunehmend am Humanismus, dem er auf seinem zweiten Bildungsweg begegnet. Janosch baut sich eigenständig ein Leben auf, das ihn erfüllt. Vom evangelikalen Milieu distanziert er sich sehr. Im Interview zeigt er sich äusserst reflektiert und formuliert seine grosse Ablehnung erst im Gespräch nach dem Interview: wenn er Evangelikalen begegnen würde, könnte er vielen von ihnen »den Kopf umdrehen«, er ertrage diese nicht in seiner Nähe (Beobachtungsprotokoll_Janosch).

Beziehung des Pflegekinds zu den Herkunftseltern

Janoschs Herkunftseltern haben sich aus bescheidenen Verhältnissen »hochgearbeitet in die Mittelschicht«. Er beschrieb sie als zerstritten mit der weiteren Verwandtschaft, weshalb kein Kontakt bestand (Janosch 01:43:37-4). Janoschs Mutter ist psychisch krank und Gewalt Teil der Erziehung. Seine Homosexualität verurteilen die Herkunftseltern aufs Schärfste. Retrospektiv fasste er die familiäre Lage als »dysfunktionale Verhältnisse« zusammen:

»meine Leidensgeschichte mit meiner leiblichen Familie hat ja sehr früh schon angefangen, weil meine Mutter psychisch krank gewesen ist. (2) sind rückblickend gesehen sehr dysfunktionale Verhältnisse gewesen (2) also so Themen wie Gaslighting oder (2) stark auch erziehen mit Schlägen oder mit (.) psychischer oder physischer Gewalt [...] [nachdem seine Homosexualität mit dreizehn auffliegt, d. A.] meine Eltern sind total ausgeflippt (.) mein Vater hat vor Ekel sich kaum mehr halten können [...] ich glaube es

ist allen klar gewesen: der muss weg, sonst gibt es irgendwann Tote hier drin« (Janosch 00:11:20-1).

Trotz der widrigen Umstände, unter denen er fürchtet, sein Vater bringe ihn aufgrund seiner Homosexualität um, habe es für ihn »eine gewisse Verbindung, die fast nicht kaputt zu machen ist« zwischen ihm und seinen Herkunftseltern gegeben, die ihm bei jeder Pflegefamilie gänzlich gefehlt hat:

»alleine, dass es deine leiblichen Eltern sind, gibt es eine gewisse Verbindung (2) die fast nicht kaputt zu machen ist (.) also selbst obwohl meine Beziehung zu meinen leiblichen Eltern so kaputt gewesen ist [...] aber in der Pflegefamilie [...] gibt es nicht einmal die Verbindung. dort gibt es gar keine Verbindung« (Janosch 01:24:28-6).

Zu seinem leiblichen jüngeren Bruder hat Janosch bis heute keinen Kontakt (Janosch 01:24:41-8). Als »sehr sehr tiefe, enge Beziehung« bezeichnete er jedoch die zu seiner Grossmutter, die er als Erwachsener »wieder kennengelernt« habe und von der er viele Informationen über die Ereignisse in seiner Familie erhalten habe (Janosch 01:44:43-2).

Umgang der Pflegeeltern mit den Herkunftseltern aus Sicht des Pflegekindes

Janosch wird als Kind evangelikaler Herkunftseltern milieuintern und informell platziert. Der Umgang mit dem homosexuellen Jugendlichen, der von den Eltern verprügelt wird, ist Gegenstand interner Verhandlungen in der evangelikalen Gemeinschaft. Letztere heisst vor allem die schwerwiegende Züchtigung, die Janoschs Vater praktiziert, nicht gut und schreit ein. Dass Homosexualität zu behandeln sei, darüber ist man sich einig. Ein Co-Pastor übernimmt die »Seelsorge und Begleitung« und Janosch wird schlussendlich bei einer Arztfamilie untergebracht. Der 16jährige selbst kann an diesem Prozess nicht partizipieren:

»wohin geht man jetzt mit diesem missratenen Sohn? [...] innerhalb von dieser Kirche [...] hat man dann offenbar be- also das habe ich ja nicht mitbekommen, aber hat man beratschlagt. [...] dann hat man, von einer Schwestergemeinde, [...] der Co-Pastor [...] soll mich aufnehmen und soll auch die Seelsorge und Begleitung von mir machen. ich bin dann gerade ein bisschen mehr als 16 gewesen. [...] es ist dann aber so gewesen, dass der gesagt hat im letzten Moment: "ja nein, ich habe keinen Platz (.) der kann nicht zu mir kommen. wir tun ihn zu einer aus der gleichen Kirche (.) zu einer Arztfamilie"« (Janosch 00:11:20-1).

Der religiöse Hintergrund und die Einigkeit der beteiligten Erwachsenen bezüglich der religiösen Erziehung scheinen gegeben. In der Schilderung wird das Hin und Her der Unterbringung des unliebsamen Pflegekindes deutlich:

»[bin] nach dreiviertel Jahr schon bereits wieder umplatziert worden (.) auch wieder innerhalb von dieser Kirche, zu der nächsten Familie. [...] und dann bin ich am Schluss an einen dritten Ort hingekommen, wo ich mir dann aber ausgesucht habe. das ist dann eine andere Freikirche gewesen« (Janosch 00:11:20-1).

Die wiederholten Umplatzierungen nach relativ kurzer Zeit führen dem Jugendlichen seine Unerwünschtheit unmissverständlich vor Augen. Eine milieuinterne, informelle Platzierung scheint jedoch nie in Frage gestellt zu werden. Janosch vermutete retrospektiv, dass seine Eltern, zu denen er »praktisch keinen Kontakt« hatte, sich mit den Pflegeeltern gelegentlich ausgetauscht hätten – worüber und wie, ist ihm unbekannt. Doch er mutmasste, dass seine Mutter ihn bei dieser Gelegenheit jeweils diskreditierte:

»was ich bis heute nicht weiss [...] ist, welche Rolle meine Eltern eigentlich im Hintergrund noch gespielt haben. weil ich habe mit ihnen praktisch keinen Kontakt gehabt. aber ich weiss schon, dass zwischen den Pflegeeltern und ihnen, schon nicht viel, aber eigentlich Austausch passiert ist. und ich weiss, dass [...] egal wer mit meinen Eltern in Kontakt gekommen ist, [...] meine Mutter [hat] es nie sein lassen können, mich auf irgendeine Art schlecht zu machen. [...] mich ins ›richtige Licht‹ zu stellen, was für ein missratener Typ ich eigentlich bin. [...] und ich denke, das wird bei dieser Pflegefamilie nicht viel anders gewesen sein« (Janosch 01:04:15-5).

9.1.2 Marcel

Fallskizze

Marcel ist zum Befragungszeitpunkt 40 Jahre alt und wird im Alter von fünf Jahren aus einer Situation der Vernachlässigung von den Behörden platziert. Zur Wahl stehen ihm und seinem zwei Jahre älteren Bruder die evangelikalen Grosseltern väterlicherseits oder die evangelikale Schwester des Vaters mit ihrem Mann – die Kinder entscheiden sich für die Jüngeren. Sie ziehen von der Stadt in ein kleines Dorf, leben bei dem kinderlosen Paar, das sich im Ernährermodell organisiert, in einem Einfamilienhaus. Das Pflegeverhältnis ist von physischer und psychischer Gewalt insbesondere der Pflegemutter gegenüber den Kindern gezeichnet. Die Platzierung ist auf Dauer angelegt und wird durch einen Vormund in jährlichen Treffen kontrolliert. Dieser sei selbst eingeschüchtert gewesen von der Pflegemutter und habe nichts von der Gewalt und dem Druck, unter dem die Pflegekinder standen, bemerkt. Marcel hält ihn deshalb für inkompetent. Im Alter von zwölf Jahren gelingt Marcel die Flucht aus der Pflegefamilie, in der Folge wird auch sein Bruder umplatziert, der fortan beim Vater lebt, während Marcel erst bei der Mutter, dann in einer Institution untergebracht wird. Den Pflegeeltern begegnet er nur noch einmal bei der Beerdigung seines Vaters. Durch die zwanghafte Erziehung findet er nicht zum Glauben, sieht institutionalisierte Religion kritisch und bezeichnet sich selbst als spirituell interessiert.

Beziehung des Pflegekindes zu den Herkunftseltern

Marcel erzählte, wie sein Vater zwar evangelikal aufgewachsen sei, aber ein Leben von »Sex, Drugs und Rock'n'Roll« führt (Marcel 00:15:35-6). Dabei bewegt er sich zuweilen als Bordellbetreiber zwischen Kriminalität, Alkoholexzessen, Kokainkonsum und -handel. Während seine Mutter »aus gutem Haus« stamme, katholisch erzogen, »sich aber auch von dem abgewandt« habe und heroinsüchtig sei (Marcel 00:03:25-3, 00:15:35-6). Über seine Eltern sprechend, resümierte er, »nicht viel [von ihnen] bekommen« zu haben, aber »Umarmung, Küsse, Liebe«:

»ich habe von meinen Eltern wirklich nicht viel bekommen auf meinem Weg, von meinen leiblichen Eltern (.) ich habe von ihnen fast nichts auf dem Weg mitbekommen (.) was ich aber bekommen habe von ihnen, ist [...] eine innere Haltung, die [...] sie doch irgendwo gehabt haben (.) unter dem ganzen Leid das sie selber rumgeschleppt haben. [...] was sie uns wirklich wahrhaftig mitgegeben haben im Leben, ist: Umarmung, Küsse, Liebe. das haben wir bekommen« (Marcel 01:23:06-9).

Trotz der schwierigen Erfahrungen mit den Herkunftseltern, betonte er rückblickend sein Verständnis für ihre belastete Lebenslage und hob zugleich die physisch gezeigte Zuneigung hervor. Unterstrichen wird seine ambivalente Haltung durch die Aussage, die Eltern haben ihren Kindern gegenüber »ein schlechtes Gewissen gehabt« (Marcel 01:23:06-9), durch die Erwähnung der Briefe und Zeichnungen, die ihm seine Mutter zukommen lässt, mit denen sie »sagt, wie lieb sie mich hat«, was ihm »Halt« gibt und ihm »das Herz erwärmt« (Marcel 00:33:39-2), durch die Beschreibung, wie sie zu Fussballturnieren gekommen ist, »weil sie uns ja lieb gehabt hat« (Marcel 01:05:04-6) und ihn bei der Flucht unterstützt (Marcel 01:05:04-6). Gleichwohl kritisierte er seine Eltern für ihre Ignoranz und ihren Egoismus:

»wir [die Brüder, d. A.] haben geweint bei ihnen [...] meine Mutter ist meistens irgendwo in einem Drogenflash drin gewesen, wo sie das irgendwie so halb registriert hat. [...] wenn ich daran denke, in welchem Zustand ich ihr diese Sachen gesagt habe, habe ich ihr wahrscheinlich eher noch den Flash versaut. [...] bei meinem Vater ist es so gewesen, dass er ja genau gewusst hat was abgeht. [...] froh gewesen, [...] in seinem ganzen Brast [...] dass er doch da nicht noch uns auch noch- [...] er [hat] einfach weg geschaut und hat gedacht: "ja komm (.) es wird ihnen eine strenge Hand-" [...] noch etwas Positives [...] schon fragwürdig aus Sicht von einem Vater« (Marcel 01:23:06-9).

Trotz der ambivalenten Erfahrung mit den Herkunftseltern seien die Wochenenden, die sie alternierend »alle zwei Monate beim Vater und alle zwei Monate bei der Mutter« (Marcel 01:19:17-0) verbringen, »schön gewesen, [...] eine Zuflucht« (Marcel 01:23:06-9). Zu seinem Bruder, der mit ihm in Pflege kommt, steht er bis heute in gutem Kontakt. Die Grosseltern mütterlicherseits haben sich nicht in das Pflegeverhältnis eingemischt, obwohl die Brüder ihnen von den Misshandlungen erzählen:

»natürlich haben sie es gewusst. wir haben ihnen ja zum Teil auch gesagt. wir sind ja am Wochenende auch mal bei ihnen gewesen. [...] wir sind ja gerne bei ihnen gewesen, weil sie sind ja gut zu uns gewesen. aber sie haben [...] weggeschaut« (Marcel 01:44:31-3).

Während die einen Grosseltern »weggeschaut« haben, habe die Grossmutter väterlicherseits die gewalttätige Erziehung der Pflegemutter, die ihre eigene Tochter ist, unterstützt. Der Grossvater habe sie »nie bestraft«, aber die Bestrafung sowohl der Tante als auch der Grossmutter »gleichgültig« hingegenommen (Marcel 01:10:02-6).

Umgang der Pflegeeltern mit den Herkunftseltern aus Sicht des Pflegekindes

Marcel beschrieb die grosse Abneigung seiner Pflegemutter gegenüber seiner Mutter. Die stark negativen Gefühle schlagen sich in der Bezeichnung »Junkiehure«, dem Verbot, die leibliche Mutter »Mami« zu nennen, sowie dem Zwang, diese Bezeichnung für die Pflegemutter zu verwenden, nieder. Rückblickend ordnet das ehemalige Pflegekind diese Aversion der Pflegemutter gegen seine Mutter als unbändige Eifersucht einer unfruchtbaren Frau ein:

»ich habe verstanden (.) im Nachhinein (2) was in ihr vorgegangen sein muss. [...] sie ist unfruchtbar gewesen (.) sie hat keine Kinder bekommen können. ist aber sehr religiös und für sie ist es aber gewesen, eine Strafe Gottes. und ihr Mann, sie haben natürlich beide Kinder gewollt, darum haben sie ja uns dann nehmen wollen (.) aber das Problem für sie ist gewesen, wenn meine Mutter das Geschenk bekommen hat (.) Kinder haben zu dürfen, hat das aber nicht geschätzt. und darum ist sie- meine Mutter ist für sie eine Junkiehure gewesen. und wir haben sie nicht Mami nennen dürfen (.) auch nicht am Telefon [...] sie hat gewollt, dass wir sie Mami nennen« (Marcel 00:07:01-3).

Das Pflegeelternpaar habe, um der religiös gerahmten Erwartung zu entsprechen, unbedingt Kinder haben wollen und sich deshalb als Pflegeeltern anboten. Die Kinderlosigkeit werde als »Strafe Gottes« aufgefasst, das Unverständnis für eine Suchtkranke, die dennoch von Gott mit Kindern beschenkt wird, sei überwältigend gewesen. Die profunde Ablehnung zeigt sich auch in der Schilderung einer Szene beim Fussballplatz, in der Marcel berichtete, wie die Herkunftsmutter »alleine zurückbleiben« muss, während die Kinder mit den Pflegeeltern zum Mittagessen nachhause gehen:

»unsere Mutter ist manchmal unsere Fussballspielen schauen gegangen. [...] in diesen Turnieren gibt es immer eine Mittagspause. [...] meine Mutter hat müssen am Fussballplatz alleine zurückbleiben (.) wir haben sie nicht mal mitgenommen. nicht geheissen: "komm zu uns essen, [Silvia]." nein, die bleibt da. das ist so etwas Grausames gewesen, oder, für mich. also das ist etwas richtig Grausames gewesen« (Marcel 01:05:04-6).

Marcel betonte, wie ihn die Demütigung der Mutter emotional mitnimmt, das zeigt sich in der wiederholten Wortwahl von »Grausames«. Auch das Verhältnis zwischen der Pflegemutter und seinem Vater, die Geschwister waren, beschrieb er als konfliktreich:

»mein Vater, [...] er weiss genau, was dort abgegangen ist. seine Schwester hat ihm auch schon eine Ohrfeige gegeben. er hat gewusst (.) oder, was wir dort werden erleben« (Marcel 01:05:36-6).

Der Vater kennt die religiöse Haltung seiner Schwester, die Geschwister selbst haben eine »wirklich sehr strenge«, »christliche« Erziehung erlebt, in einem »sehr religiösen« Elternhaus, dem er sich als junger Erwachsener selbst entzieht (Marcel 00:03:25-3), und er erfährt deren Gewaltausübung am eigenen Leib. Dennoch interveniert der Vater nicht, als seine Kinder bei dieser Tante untergebracht werden sollen. Marcel meinte, seine beiden Eltern seien der Pflegefamilie gegenüber kritisch eingestellt gewesen und erklärte sich deren Zurückhaltung damit, dass die Eltern »in ihren Problemen gefangen« sind:

»beide [haben] wahrscheinlich nicht so super gefunden, was dort abläuft. aber sie sind beide zu viel in ihren Problemen gefangen gewesen. haben da gar nicht viel dazu gesagt. sie haben auch die Kraft nicht gehabt, dort irgendwie sich für das einzusetzen« (Marcel 01:27:44-1).

Entsprechend haben sie keine »Kraft [...] gehabt«, sich für ihre Kinder stark zu machen. Marcel bedauerte, sich nie mit seinen Eltern über die Platzierung und deren Umgang mit dem Wissen um den Missbrauch, dem ihre Kinder ausgesetzt waren, ausgetauscht zu haben (Marcel 01:24:56-8).

9.1.3 Sämi

Fallskizze

Sämi ist zum Befragungszeitpunkt 29 Jahre alt. Im Alter von zwei Jahren wird er behördlich zuerst in einer Notfallpflegefamilie, dann zur Dauerpflege in einer evangelikalen Pflegefamilie untergebracht. Die Pflegeeltern sind selbst kinderlos, haben jedoch zum Zeitpunkt seiner Aufnahme bereits ein Adoptivkind sowie zwei weitere Pflegekinder und nehmen ein zusätzliches Pflegekind auf, als Sämi ein junger Teenager ist. Die Pflegeeltern führen in traditioneller Rollenaufteilung einen Handwerksbetrieb und besitzen ein stattliches Haus in einem kleinen, ländlichen Dorf. Den Pflegevater nannte Sämi alkoholkrank und sehr dominant, während die Pflegemutter herzlich wirke, jedoch Mühe habe, Empathie auszudrücken. Beide wenden exzessiv Gewalt in der Erziehung an. Einmal jährlich besuche sein Beistand die Pflegefamilie, rede eine Stunde mit den Pflegeeltern und frage ihn höchstens rhetorisch, ob alles gut sei. Sämi ist überzeugt, dass weder der Beistand noch der Hausarzt etwas von der Gewalt in der Pflegefamilie wissen – niemand fragt jemals nach. Nach einer Phase des intensiven Engagements im evangelikalen Milieu distanzieren sich Sämi und seine ältere Adoptivschwester in den Jugendjahren von der Glaubensgemeinschaft. Sie brechen aus und interessieren sich für alles, was davor verboten gewesen ist: Party, Rauschmittel und Sex. In der Folge kommt es zum Zerwürfnis mit den Pflegeeltern und beide ziehen aus, Sämi ist zu diesem Zeitpunkt siebzehn Jahre alt. Er distanziert sich zunehmend und bricht den Kontakt mit der Pflegefamilie schliesslich ganz ab. Nach wie vor hält er sich für religiös, sein Verhältnis zu Religion halte er jedoch sehr privat.

Beziehung des Pflegek Kindes zu den Herkunftseltern

Sämi beschrieb seine Eltern als von gutbürgerlicher Schweizer Herkunft, reformiert aber nicht praktizierend, jung und suchtkrank. Sie sind bereits getrennt, als die Behörden ihnen das einzige Kind im Alter von zwei Jahren aufgrund von Vernachlässigung entziehen (Sämi 00:07:15-0). Die davor in die Kinderbetreuung involvierten Grosseltern väterlicherseits werden von der Mutter wegen Paarreitigkeiten als Pflegeeltern abgelehnt (Sämi 01:06:19-6). Die Grosseltern beiderseits versuchen, den Kontakt zum Kind aufrechtzuerhalten. Ein einziges Mal besuchen sie ihn (Sämi 01:07:13-6), der Kontakt ist beschränkt:

»die [Grosseltern] haben sich [...] immer bemüht einfach erfahren zu dürfen, was los ist. die haben immer [...] Geburtstagskarten [geschrieben] (.) und halt einfach das, was man ihnen erlaubt hat. wie oft sie sich melden dürfen [...] die andere Grossmutter, [...] die hat auch immer mal wieder angerufen, aber nur wenn sie betrunken gewesen ist. [...] sie sind immer ein bisschen präsent gewesen, aber in meinem Leben keine Rolle gespielt« (Sämi 01:07:05-9).

Die Grosseltern schreiben Geburtstagskarten und rufen gelegentlich an, was einer Grossmutter nur unter Alkoholeinfluss gelänge. Das führt zu einer Distanzierung, von der Sämi sagte, die Grosseltern »spiel[en] in [s]einem Leben keine Rolle«. Als Erwachsener nimmt er den Kontakt wieder auf und erfährt so vieles über seine Geschichte (Sämi 00:07:15-0, 01:27:54-7). Nach dem Eingreifen der Behörden entscheidet sich Sämis Vater, der trotz Suchterkrankung berufstätig ist und ein eigenständiges Leben führt, keinen Kontakt zum Kind zu wollen:

»der Vater hat den ganz klaren Weg gemacht. er hat das nie verstanden, erstens warum ich habe gehen müssen und dann, warum er mich nur noch besuchen darf. [...] und er hat sich ganz klar entschieden "nein das will ich gar nicht. also entweder kommt das Kind wieder zu mir (.) oder gar nicht. aber diesen Scheiss mit dem Besuchen mache ich nicht"« (Sämi 01:04:42-4).

Sein Vater verstirbt, ohne dass sie sich nochmals begegnen, als Sämi zehn Jahre alt ist (Sämi 01:04:42-4). Die Mutter nimmt ihr Besuchsrecht nach Möglichkeit wahr, erzählt ihm als Erwachsener, dass diese Anlässe einmal monatlich unter Beobachtung des Beistands für eine Stunde in einem Schulzimmer an einem für beide fremden Ort so belastend sind, dass sie es »psychisch nicht mehr [aushalte]«. Sämi nannte diese Treffen mit seiner suchtkranken Mutter für ihn als kleinen Jungen irritierend:

»ich habe es am Anfang wirklich nicht gecheckt, wer diese Frau ist. und als ich es dann langsam gecheckt habe, wer diese Frau (.) habe ich es erst recht nicht fassen können (.) dass das mein Mami sein soll. [...] durch diese Versäumnisse [Nichterscheinen der Mutter, d. A.] [...] ich bin dann auch verwirrt gewesen. [...] man hat mir dann einfach gesagt: "ja schau, die hat einfach kein Inter- oder. sie hat einfach keine Lust gehabt." [...] und dann habe ich angefangen auch ein bisschen Partei ergreifen "was will denn diese Frau? [...] warum muss ich?" [...] im Alter von acht, hat man mich nochmals aktiv gefragt: "willst du überhaupt noch, dass dein Mami dich besuchen kommt?" ich habe natürlich ganz klar gesagt: "nein, will ich nicht." weil ich habe Angst gehabt, meine Pflegeeltern zu verletzen. [...] hätte man das natürlich einfach mehr begleitet, [...] wäre das ganz klar auch möglich gewesen« (Sämi 01:03:30-7).

Retrospektiv wünscht er sich eine bessere Begleitung und stellt das Setting als ungeeignet und manipulativ dar. Ihm werde vermittelt, dass die Mutter kein Interesse hat und mit acht Jahren wird von ihm die Entscheidung für oder gegen die Besuchskontakte abverlangt. Er spricht sich dagegen aus, auch »weil ich Angst gehabt [habe], meine Pflegeeltern zu verletzen«. Als Erwachsener »pflegt« er die Beziehung zu seiner Mutter wieder,

sie vermittelt ihm ihre Sichtweise der Ereignisse, was er für die persönliche Bewältigung seiner Geschichte wichtig hält:

»es ist wichtig, [...] dass ich an den Punkt komme, wo ich weiss, was alles gelaufen ist. [...] I want some facts« (Sämi 01:27:54-7).

Umgang der Pflegeeltern mit den Herkunftseltern aus Sicht des Pflegekinds

Sämi erzählte, wie seine Pflegeeltern seine wie auch die Herkunftseltern der anderen Pflegekinder auf Distanz halten. Nicht nur lassen sie die Kontakte nur auf dem »Minimum«, zu dem sie verpflichtet gewesen seien, zu, sondern zeigen den Pflegekindern auch auf, inwiefern ihre Herkunftseltern »versagt« haben:

»sie sind dort sehr distanziert natürlich vorgegangen. [...] auf Blockade, versuchen möglichst nur das Minimum zu machen (.) was zulässig ist mit ihnen Kontakt aufnehmen zu müssen, das weiss ich. sie haben es gut verstanden (.) diese Leute schlecht zu reden: [...] "das sind die, die versagt haben. die sind schlecht, die nehmen Drogen, sind abgedriftet, haben kein Interesse an euch" [...] das hat man auch klar vermittelt so (.) dass das halt Losers sind in ihrem Leben und es nicht geschafft haben und (.) halt auch keine Christen« (Sämi 00:58:29-6).

In dieses Bild der bewussten Distanzierung fügt sich auch die Erzählung des ehemaligen Pflegekinds, dem die Besuchskontakte mit der Herkunftsmutter durch eine nicht kindgerechte Inszenierung im Alter von acht Jahren abspenstig gemacht wird. Seine Pflegeeltern wollen die Pflegekinder zum evangelikalen Glauben hinführen, was im gesamten Interview klar wird. Das zeigt sich zum Beispiel, als Sämi berichtete, wie die Herkunftseltern aufgrund ihrer Religiosität diskreditiert werden (»Losers [...] halt auch keine Christen«). Auf die Frage, ob keine der Herkunftseltern christlich seien, antwortet Sämi »nicht evangelikal« und zeigt damit, dass er »Christen« synonym für Evangelikale verwendet. In seiner Antwort wird deutlich, dass der christliche Glaube für die Pflegeeltern zum entscheidenden Kriterium für das Billigen des Kontakts zum Kind ist:

»nicht evangelikal, aber bei der bei der [Andrea], [...] sie hat als einzige eigentlich diesen regelmässigen Kontakt zu ihrer leiblichen Mutter gehalten. also irgendwie hat sie das geschafft [...] plus hat ihre leibliche Mutter sich auch so ein bisschen für den Glauben interessiert. durch das hat sie auch einen besseren Stellenwert bekommen. es ist eine Art auch ein bisschen akzeptiert gewesen (.) als Part von der [Andrea], ihrem Leben« (Sämi 00:59:35-9).

Sämi hat als Erwachsener eine ambivalente Haltung zu seinen Herkunftseltern und wendet sich inzwischen ganz von den Pflegeeltern und dem evangelikalen Milieu ab. Aus einer kritischen Perspektive heraus stellt er den Umgang seiner Pflegeeltern mit den Herkunftseltern aller ihrer Pflegekinder als bewusste Distanzierung und Diskreditierung dar.

9.1.4 Muriel

Fallskizze

Muriel ist zum Befragungszeitpunkt 20 Jahre alt. Mit vier Jahren wird sie in der evangelikalen Pflegefamilie zur Dauerpflege untergebracht. Das Mädchen aus der Stadt wurde in einem ländlichen Dorf platziert, wo die Pflegeeltern ein grosses Haus mit Garten in einem Einfamilienhausquartier besitzen. Die Pflegemutter hat eine Ausbildung in einem medizinischen Beruf, den sie nicht mehr ausübt, seit sie Kinder hat und Familienarbeit leistet. Der Pflegevater arbeitet im kaufmännischen Bereich. Die vier leiblichen Kinder der etwas älteren Pflegeeltern sind Teenager oder bereits ausgezogen als Muriel einzieht. Eine Tochter lehnt das Pflegemädchen bis heute teilweise heftig ab. Neben Muriel lebt ihre zwei Jahre jüngere Pflegeschwester in der Familie. Kurzzeitig war ein UMA untergebracht, der jedoch floh. Muriel ist stark mit dem evangelikalen Milieu verbunden und sieht ihren Glauben als Unterstützung und Quelle von Kraft und Zuversicht.

Beziehung des Pflegekindes zu den Herkunftseltern

Muriel beschrieb ihre Eltern als gehörlos (Muriel 01:48:35-2). Als sie sieben Monate alt ist, habe sich das Paar zerstritten und getrennt (Muriel 00:02:34-6, 01:49:49-0). Die Mutter ist suchtkrank und bevormundet (Muriel 00:02:51-9), der Vater »minderintelligent« (Muriel 01:56:33-7). Die Herkunftsfamilie mütterlicherseits stammt aus der Balkanregion und ist christlich-orthodox, der Vater hat einen südeuropäischen, katholischen Hintergrund. Aufgrund dieser ethnischen Herkunft schreibt sie ihnen ein »Temperament« zu, das »nicht zu unterschätzen« sei, und spielt damit auf die Konflikte zwischen Herkunfts- und Pflegeeltern an (Muriel 00:29:18-9). So wirft die Mutter einmal »in einem Gespräch den Tisch um[...], weil es ihr einfach zu viel gewesen ist« (Muriel 01:39:10-8). Als Kind lebt Muriel vier Jahre in einem Heim und kommt anschliessend in die Pflegefamilie. Bis zum Tod ihrer Mutter ist sie für zwölf Jahre bevormundet, dann bis zur Volljährigkeit verbeiständet (Muriel 00:06:19-4). Beide Eltern besuchen ihr Kind, wobei sie zu ihrer Mutter einen »innigeren Kontakt [habe] als zum Vater« (Muriel 01:40:36-4), den sie bis heute »sporadisch« sehe. Dieser scheint jedoch im Vergleich mit der suchtkranken Mutter stets präsent: »bei allen Standortgesprächen ist immer nur mein leiblicher Vater aufgetaucht und meine Mutter nicht, einfach weil sie entweder auf der Gasse gewesen ist oder gerade irgendwo in einem Film« (Muriel 01:56:33-7). Die Beziehung zum Vater stellte sie als konfliktreich dar. Zurzeit drehe es sich um seinen Vorwurf, »dass ich Abstand nehme von ihm und dass ich mich schäme für ihn« (Muriel 01:43:16-6). Dennoch bezeichnete sie die Beziehung zu ihren Herkunftseltern als »sehr [...] stark«:

»M: ich habe eigentlich (2) sehr einen starken Kontakt gehabt zu meiner leiblichen Mutter und (.) zu meinem leiblichen Vater. [...] ich habe nicht bei ihnen leben können am Wochenende.

I: okay also nie- du bist nie alleine einmal bei ihnen gewesen auch einen Tag?

M: doch einfach immer ohne übernachten. [...] vor allem in der Primarzeit bin ich auch oft zum Beispiel früher aus der Schule, weil ich gewusst habe, meine Mama kommt noch vorbei. [...] weil sie halt immer aus der Stadt aufs Land gekommen sind, meine Eltern« (Muriel 01:40:36-4).

Sie verbringt ganze Tage allein mit Mutter oder Vater oder wird von diesen bei den Pflegeeltern besucht, wofür sie extra »früher aus der Schule« darf. Von ihrer Mutter habe sie »ein paar Sachen in Gehörlosensprache« gelernt, beispielsweise das Zeichen für »I love you«. Ihre Mutter habe das jeweils für sie gemacht, was sie »mega süss« findet und in der Interviewsituation vorzeigt (Muriel 01:53:29-1). In dieser Aussage zeigt sich eine positive emotionale Verbundenheit, die auch an anderer Stelle aufscheint. Durch das Lesen ihrer Tagebücher, welche die Mutter ihr zusammen mit ihrem Schmuck hinterlassen hat, habe sie die Frau nochmals neu und näher kennengelernt. Sie sprach davon, wie sie »mega viel von ihr geerbt« habe, wobei sie diese Hinterlassenschaft als emotional und nicht monetär wertvoll meint. Die Mutter stirbt in einer christlichen Obdachlosenunterkunft, als Muriel elf Jahre alt ist. Das gläubige ehemalige Pflegekind freut sich retrospektiv über diesen letzten Aufenthaltsort, den ihre Mutter aus freien Stücken gewählt habe, wie sie betonte. Fast stolz erzählte sie von den zahlreichen »Obdachlosen«, die sich entgegen den Erwartungen der Pflegefamilie an der Beerdigung eingefunden haben (Muriel 01:43:16-6). Durch den Tod der Mutter lernt das Pflegemädchen deren Herkunftsfamilie kennen, die ihre gehörlose Tochter verstossen und sich auch nie für ihre Enkelin interessiert habe: »das Verwandtschaftssystem wäre zwar da gewesen [...] aber hat sich nicht um mich gekümmert« resümierte sie. Seither ist Muriel in losem Kontakt mit diesen Verwandten (Muriel 01:47:11-7). Auch die Grossmutter väterlicherseits – wie sich herausstellt, ist sie die Pflegemutter des Vaters – sucht irgendwann den Kontakt zu ihr und erzählt ihr von dem Gerücht, welches ihr Vater gestreut habe, demnach sie, die Enkelin, niemanden habe kennenlernen wollen (Muriel 01:53:22-0). Als junge Erwachsene beginnt Muriel, ihrer Herkunft vermehrt Bedeutung zuzumessen. Dabei spielt die optische Ähnlichkeit zur Mutter eine gewisse Rolle. Wegen dieser Ähnlichkeit muss sie sich gegenüber ihren Verwandten als eigenständige Persönlichkeit behaupten während ihre Pflegemutter aus diesem Grund sexuelle Übergriffe durch den Vater befürchtet:

»ich bin [...] Ebenbild [meiner Mutter] und das ist mega schlimm gewesen für die [balkan-ethnische] Verwandtschaft (.) und auch für meinen Vater (.) meine Pflegemami hat dann irgendwann gefunden: "hey (.) zieh dich an, mit einem Pullover der über dein Gesäss geht (.) lockere Hosen" (.) einfach weil ich meiner Mutter so fest ähnlich gesehen habe. und weil mein Vater (.) manchmal, einmal glaube oder so (.) irgend eine Bemerkung gemacht hat, mir gegenüber, wo mein Mami gefunden hat: "he (.) wir brauchen Abstand von dem Vater (.) nicht dass er noch übergriffig wird." [...] wo ich ihn dann eine längere Zeit nicht mehr gesehen habe. und ich habe dann mal gefragt: "wieso habe ich eigentlich meinen Vater so lange nicht gesehen?" und wo mir mein Mami gesagt hat: "hey du siehst ihr zu ähnlich (.) der Mutter"« (Muriel 01:47:11-7).

Muriel erinnert sich zwar nicht, was die anzügliche Bemerkung des Vaters sein soll, ist sich aber des Zusammenhangs zwischen sexueller Anziehung und Ähnlichkeit mit der Mutter sicher, indem sie diese Begründung mehrfach wiederholt. Als Kind scheint sie diese durch die Pflegemutter initiierte Zäsur im Kontakt zum Vater zu irritieren, weil sie nach dem Grund dafür fragt. Das ehemalige Pflegekind zeigt folglich eine ambivalente Haltung gegenüber ihren Herkunftseltern, die sich in ihrer Aussage niederschlägt,

sich klar von deren Werdegang abgrenzen zu wollen und ihnen dennoch »ein bisschen ähnlich sein« zu dürfen:

»es ist auch mega schwierig zum das Mass finden können zwischen (.) "ich will nicht so werden wie meine Eltern. und finden hey (.) ich darf ihnen trotzdem ein bisschen ähnlich sein" das ist mega schwierig, [...] dass aus der Angst heraus, "ich will nicht gleich werden wie sie", dass man es erst recht wird« (Muriel 02:19:54-3).

Entsprechend bezeichnete sie auch ihre Pflegefamilie, die ihr »ein Neustart« ermöglicht, als »meine Familie« und nicht die Herkunftseltern (Muriel 00:02:25-2). Dennoch räumt sie diesen einen gewissen Platz in ihrem Leben ein und zeigt ihre Zuneigung insbesondere zur Mutter.

Umgang der Pflegeeltern mit den Herkunftseltern aus Sicht des Pflegekindes

Muriels Pflegeeltern lassen den Kontakt zu den Herkunftseltern zu. Diese können sowohl allein Zeit mit dem Kind verbringen als auch bei der Pflegefamilie vorbeikommen. Allerdings beschrieb das ehemalige Pflegekind diese Besuche als nur bedingt willkommen. Einerseits sollen sie das Haus nicht betreten und sich im Garten aufhalten (Muriel 00:32:12-2), was die Herkunftseltern anscheinend nicht respektieren und »einfach [reinplatzen]« (Muriel 00:29:18-9). Andererseits entwickeln die Pflegeeltern Formen des Umgangs mit den Besuchen der Herkunftseltern, die stark mit ihrer Religiosität zusammenhängen. Muriel sagte über ihre Pflegeeltern bezüglich des Umgangs mit den Herkunftseltern, dass es »der Glaube [sei,] der sie durchgetragen hat« (Muriel 00:30:36-6). Auf die Nachfrage, inwiefern, erläuterte sie aus ihrer Sicht deren Vorstellung von Barmherzigkeit (»bedürftige[n] Menschen [...] helfen«) und Nächstenliebe, nannte die Bannung der negativen Ausstrahlung der Herkunftseltern durch Segnung und Fürbitte sowie die Verarbeitung der Herausforderung in der »Seelsorge« (Muriel 00:50:51-6):

»so wie ich es erlebe [...] einfach (.) die Gewissheit, das sind so bedürftige Menschen und wir können ihnen helfen. ich kann ihnen helfen in dem ich einfach (.) meine Werte rüber bringe und darf sagen: "hey okay, du bist eine Stunde zu früh, dein Kind schläft noch. [...] komm rein ich gebe dir einen Kaffee, ich gebe dir eine warme Suppe (.) du siehst so bedürftig aus. [...] oder wollen Sie einfach auf die Terrasse sitzen und eine Zigi rauchen?" es ist voll okay so. und nicht abwimmeln und sagen: "hey (.) Sie dürfen hier nicht rein" (.) das schon klar. Grenzen setzen und sagen: "hey (.) hier ist unsere Türe und hier »nicht hineinkommen« ((Hochdeutsch, deutlich gesprochen))", weil sie gehörlos sind [...] zum Glück haben sie beide lesen können [...] einfach rundherum ums Haus mit ihnen hinsitzen und ihnen einfach das Gefühl geben "wir sehen euch und wir nehmen euch das Kind nicht weg." [...] sie haben auch immer vorher die Personen gesegnet die reingekommen sind (.) sie haben auch gebeten um Schutz und um einfach Kraft« (Muriel 00:32:12-2).

Muriel beschrieb, wie ihre Pflegeeltern klischeehaft den »bedürftigen« Herkunftseltern mit unter anderem »warme[r] Suppe« helfen, den Patzer mit der Besuchszeit zu überbrücken und damit deren schlecht strukturiertes Leben handhaben. Dabei haben sie die »Gewissheit«, mit ihrer Haltung auf dem richtigen Weg zu sein (»ich kann ihnen hel-

fen, indem ich meine Werte rüber bringe und darf sagen: [...]«), wobei sich im »darf« eine – mutmasslich gottgegebene – Generalvollmacht ausdrückt. Damit schaffen sie eine grosse Asymmetrie zwischen sich und den Herkunftseltern. Die Nächstenliebe und Barmherzigkeit endet jedoch an der Haustür, wo die Pflegeeltern in deutlichem Hochdeutsch den gehörlosen Herkunftseltern »klar Grenzen setzen«. Diese werden nur im Aussenbereich zugelassen, während die Pflegeeltern ihnen vermitteln wollen, wahrgenommen zu werden und das Pflegekind nicht vorzuenthalten, obwohl ihnen der Wunsch nach physischem Zugang zum Kind verwehrt wird. Zuweilen werden die Herkunftseltern gemäss der Schilderung zwar eingelassen, doch dabei »segnen« die Pflegeeltern diese und bitten »um Schutz und [...] Kraft«. Sie praktizieren also ein religiöses Ritual, das Unerwünschtes bannt und Unterstützung im Umgang mit dem Besuch erbittet. Danach gefragt, wie die Segnung zu verstehen sei, führte Muriel ihre Beobachtungen weiter aus und erzählte vom Vorgehen der Pflegeeltern im Eingangsbereich vor dem Besuch der Herkunftseltern. In Muriels Deutung werde diese Segnung ohne Wissen der Herkunftseltern gemacht, um die milieufremden Herkunftseltern mit »Hand aufleg[en]« nicht zu irritieren. Dabei fällt die missionarische Grundhaltung der Sprechenden auf, wenn sie ihre Herkunftseltern als »jemanden« bezeichnet »der [...] noch nicht so Kontakt mit dem Glauben [hat]«:

»M: das haben sie eigentlich immer davor gemacht, nie mit ihnen zusammen. weil sie wie gefunden haben (.) die Linie überschreiten wir nicht, weil das mega abschreckend wirken kann für jemanden, der vielleicht noch nicht so Kontakt hat mit dem Glauben, der ja auch ganz anders aufgewachsen ist. [...] wenn man einfach kommt, Hand auflegt und sagt "ich segne dich jetzt." [...] das haben sie nie gemacht. [...] sie sind einfach immer unten [...] im Eingang gestanden und haben so ein bisschen geredet miteinander. bis ich einmal gecheckt habe "ah nein, die tun segnen, die tun beten." [...]

I: ah und sie haben das an euch auch gar nicht kommuniziert? [...]

M: erst später mal. [...] ich erinnere mich eigentlich immer daran, dass Mami [Pflegemutter, d. A.] zuerst im Eingangsbereich gestanden ist (.) und dann eigentlich darauf gewartet hat. ich habe das immer cool gefunden, weil ich wie gefunden habe "ah, sie wartet darauf, okay mein Mami kommt jetzt." [...] bis ich dann das mal gefragt habe, glaube mit zehn oder elf oder so (.) und sie dann gesagt hat: "hey (.) wir tun Gott bitten, dass die Person einfach darf (.) wohl sein, wenn sie in dieses Haus reinkommt. (.) dass es einfach darf ein gutes Gespräch werden. dass du darfst mit deiner Mami und deinem Papi reden." (.) genau, das haben sie vor allem bei unseren Eltern einfach gemacht (.) einfach zum eine offene Türe sein zu dürfen. [...] zum einfach sagen dürfen: "hey (.) cool bist du hier. du hast dein Besuch mit deiner Tochter und das ist uns wichtig." [...] aber es ist recht leger gewesen, im Sinn von (.) nicht (.) "wir sitzen hin mit der Bibel und jetzt tun wir beten"« (Muriel 00:40:38-3).

Die Verheimlichung führt dazu, dass Muriel bis zum ungefähren Alter von zehn Jahren erfreut glaubt (»das immer cool gefunden«), ihre Pflegemutter warte, wie sie selbst, in kindlicher Vorfremde auf ihre Herkunftsmutter. Dann dämmert ihr nach der anfänglichen Fehlinterpretation, dass die Pflegeeltern im Eingangsbereich nicht einfach »miteinander [...]rede[n]«, sondern die Herkunftsmutter segnen und beten. Sie fragt nach und erhält die Erklärung, dass sie »Gott« um einen positiven Verlauf des Besuchs »bit-

ten«. Darin kann eine Angst der Pflegeeltern vor den als »temperamentvoll« beschriebenen, sich vielleicht nicht ernst genommen fühlenden, aber auch suchtkranken Herkunftseltern gesehen werden. Das Verhalten der Pflegeeltern kann als Ausdruck ihrer dichotomen Weltsicht gelesen werden, nach der das evangelikale Zuhause der Pflegefamilie vor den negativen Ausseneinflüssen geschützt werden muss. Muriel jedoch, die stark im evangelikalen Glauben verwurzelt ist, interpretiert das Handeln der Pflegeeltern als fürsorglich, offen, zugewandt und »leger« was sich in der wiederholten Verwendung von »darf« zeigt und in der Kontrastierung mit einem fiktiven »wir«, das vor der Bibel sitzend betet, manifestiert.

Die Pflegeeltern zeigen keine eindeutige Ablehnung gegenüber den Herkunftseltern, sie lassen Besuche zu und der Pflegevater lernt sogar Gebärdensprache (Muriel 01:56:33-7). Doch die Unerwünschtheit und Diskreditierung der Herkunftseltern manifestiert sich an zahlreichen Stellen im Interview. Dem Vater werden nicht-kindgerechte Freizeitbeschäftigung und inzestuöse Tendenzen vorgeworfen. Zur Beerdigung der Mutter werden keine Trauergäste erwartet. Die Herkunftseltern sollen das Haus nicht betreten, die Pflegefamilie soll durch die Segnung des Eingangs vor negativem Einfluss geschützt werden. Muriel, die eine ambivalente Beziehung zu ihren Herkunftseltern hat, sich stark der Pflegefamilie zugehörig fühlt und die evangelikale Haltung ihrer Pflegeeltern in vielerlei Hinsicht teilt, liest deren Umgang gegenüber den Herkunftseltern als offen, zugewandt und liberal.

9.1.5 Melanie

Fallskizze

Melanie ist die Pflgetochter von **Magdalena** und **David**. Zum Befragungszeitpunkt ist sie vierzehn Jahre alt und lebt seit vier Jahren in der Pflegefamilie. Beide leiblichen Elternteile sind verstorben und zur Stiefmutter hat und will sie keinen Kontakt. Sie hat insgesamt vier leibliche, Halb- und Stiefgeschwister und in der Pflegefamilie eine zweieinhalbjährige Pflegeschwester sowie die eineinhalbjährigen leiblichen Mehrlinge der Pflegeeltern. Einmal übernimmt die Familie eine Notfallplatzierung von zwei Kindern. Die Pflegefamilie lebt in einem kleinen Haus mit Garten am Rande einer Kleinstadt. Der Pflegevater übt einen technischen Beruf in Vollzeit aus, während die Pflegemutter vor der Aufnahme Melanies im kaufmännischen Bereich gearbeitet hat und seither Familienarbeit verrichtet. Das Pflegemädchen scheint sich wohlzufühlen und auch zugehörig. Eine Adoption wird thematisiert. Melanie räumt ihren nicht-evangelikalen Freund:innen aus der Schule einen hohen Stellenwert ein. In der evangelikalen Community lehnt sie die Unterweisung ab und meidet die Jugendaktivitäten, sie nimmt lieber am Gottesdienst der Erwachsenen teil, mit dem Argument »nicht gerne Menschen kennen[zu]lernen[n]« (Melanie 00:14:29-7). Zwar bezeichnete sie sich selbst als christlich und erwähnte auch Momente der persönlichen Begegnung mit Gott, dennoch entsteht der Eindruck einer ambivalenten Haltung gegenüber dem evangelikalen Glauben, beispielsweise als sie sich vehement von den rigiden Regeln ihrer Pflegeeltern distanziert oder diese zumindest reflektiert und feststellt, dass der Kausalzusammenhang zwischen Bewahrung vor kriminellm Verhalten und »strenger« Erziehung in Frage gestellt werden kann (Melanie

00:30:45-9). Melanie ist in losem Kontakt mit ihrer Beistandschaft und Fachpersonen der DAF, der Kontakt zu den Fachpersonen ist eher formell und unangenehm für sie.

Beziehung des Pflegekinds zu den Herkunftseltern

Melanie ist im Interview sehr zurückhaltend mit Aussagen zu ihren Herkunftseltern. Es lässt sich auf ein emotional unterkühltes und distanziertes Familienleben bei der Stiefmutter schliessen:

»so wie wir jetzt Zusammenleben [...] das habe ich vorher nicht gekannt und das ist für mich so ((einatmen)) das ist für mich wie so eine Familie (.) im Märchenbuch gewesen. So, wie wir jetzt miteinander umgehen, da habe ich gedacht, ja, das werde ich nie haben« (Melanie 00:43:49-5).

Ein familiärer Umgang, wie sie ihn in der Pflegefamilie erlebt und als märchenhaft bezeichnete, war ihr fremd. Nach ihrem Auszug bleibt sie in Kontakt mit einem Teil ihrer leiblichen Geschwister, Halb- und Stiefgeschwister, den das Pflegemädchen für gut und wichtig hält (Melanie 00:17:20-8). Weiter ist sie im Austausch mit anderen Verwandten und besucht eine ihrer Grossmütter wöchentlich (Melanie 00:15:46-2). Die Besuche bei dieser Grossmutter seien behördlich geregelt, was Melanie als einschränkend empfand:

»zu meiner Grossmutter darf ich nur wenn ich übernachtete einen halben Tag gehen und am nächsten Tag am Morgen wieder gehen. [...] ich finde [diese Regeln] kompletten Blödsinn. [...] ich habe das schon ein paar Mal gesagt, aber [...] die Erwachsenen finden diese Regel gut. [...] [meine Grossmutter] ist halt ziemlich krank. [...] sie [denken,] es tut ihr nicht gut, wenn ich dort bin. aber sie sagt, es tut ihr gut, wenn ich dort bin. und ich merke (.) es tut ihr gut, wenn ich dort bin. wir haben uns beide schon beschwert darüber, aber irgendwie-« (Melanie 00:20:21-6).

Mit »die Erwachsenen« meint sie Fachpersonen und ihre Pflegeeltern, welche die gemeinsame Zeit von Enkelin und Grossmutter beschränken. Für das Pflegekind zeigt sich darin eine Machtasymmetrie, in der sie und ihre Grossmutter unterliegen, während die statushöheren Fachpersonen und Pflegeeltern ihre Ansicht durchsetzen. Die Einschränkung wird als übergriffig wahrgenommen und kommt Melanies Bedürfnis nach familiärer Nähe nicht entgegen.

Die gesamte Herkunftsfamilie sei areligiös, lehne Religion teilweise vehement ab (Melanie 00:16:48-9). Für Melanie selbst spielen die areligiösen Vorstellungen ihrer Herkunftsfamilie allerdings nur eine untergeordnete Rolle, denn sie erzählte, dass sie sich bereits für den christlichen Glauben interessiert, noch bevor sie mit zehn Jahren in die Pflegefamilie kommt. Die Einführung sei durch »Kollegen [...] die gläubig gewesen sind« erfolgt und habe sie überzeugt. Die evangelikale Pflegefamilie fördere ihren genuinen Wunsch, den Glauben »mehr ausleben [zu] können«:

»dort [in der Herkunftsfamilie, d. A.] ist kein Glaube vorhanden gewesen. ich habe aber von früher auch schon sehr (.) gläubig gewesen, kann man so sagen. aber bei mir in der Familie eigentlich keiner [...] ich habe Kollegen gehabt die auch schon gläubig gewesen

sind. habe ich dort so ein bisschen mitbekommen. und habe ich gedacht, das ist schon super so. (.) und als ich dann hierhin gekommen bin, habe ich das wie mehr ausleben können« (Melanie 00:12:57-3).

Mit Ausnahme der Grossmutter zeichnet Melanie von ihrer gesamten Herkunftsfamilie ein distanziertes und unterkühltes Bild, das sich in der Ablehnung des christlichen Glaubens fortsetzt. Trotz des gewährten Kontaktes zur weiteren areligiösen Verwandtschaft übernimmt das Pflegemädchen die Religiosität der Pflegeeltern. Möglicherweise geht es ihr dabei um Zugehörigkeit, wobei Melanie die Motivation, die Religiosität der Pflegefamilie zu übernehmen, intrinsisch verstanden haben will.

Umgang der Pflegeeltern mit den Herkunftseltern aus Sicht des Pflegekindes

Da Melanies Herkunftseltern verstorben sind, gibt es keinen Kontakt zwischen diesen und den Pflegeeltern und sie erwähnte keine Form der Thematisierung ihrer leiblichen Eltern durch die Pflegeeltern. Das Pflegemädchen beschrieb die areligiöse Haltung ihrer Herkunftsfamilie und es wird deutlich, dass eine entsprechend areligiöse Erziehung in der Pflegefamilie nicht umgesetzt wird:

»bei mir früher ist das (.) wie so eine Schande gewesen, wenn man geglaubt hat. das ist ganz und gar nicht gut angekommen. also bei meiner Stiefmutter zumindest. meine andere Familie, ich glaube die hat das nicht interessiert. ((einatmen)) ä:hm aber die stört das überhaupt gar nicht die finden es sogar gut« (Melanie 00:16:48-9).

Die Art der Ausführung lässt vermuten, dass Melanie möglicherweise nicht genau über die religiöse Einstellung ihrer Eltern Bescheid weiss, doch die Ablehnung der unliebsamen Stiefmutter alles Religiösen kennt. Eventuell motiviert durch ihre Antipathie dieser gegenüber, korrigiert sie die gleichgültige Haltung ihrer weiteren Verwandtschaft (»meine andere Familie [...] die hat das nicht interessiert«) hin zu einer neutralen (»die stört das überhaupt gar nicht«) und dann einer positiven (»die finden es sogar gut«). Darin zeigen sich eher die sozialen Beziehungen als die tatsächliche religiöse Einstellung. Indem Melanie eine Pause nach »nicht interessiert« macht (»((einatmen)) ä:hm«) und dann mit »aber« zu einer Rechtfertigung ansetzt, wird die Aussage der gleichgültigen Einstellung der Verwandtschaft als hier zentral interpretiert. Implizit wird deutlich, dass die Pflegeeltern diese areligiöse Haltung der Herkunftsfamilie als Vakuum auffassen und das Pflegemädchen evangelikal erziehen.

9.1.6 Hadjar

Fallskizze

Hadjar ist **Nicoles** Pflgetochter und zum Befragungszeitpunkt fünfzehn Jahre alt. Sie lebt seit eineinhalb Jahren in der evangelikalen Pflegefamilie. Die Pflegeeltern wohnen mit vier leiblichen Kindern in einem Haus in einem kleinen Dorf. Regelmässig werden zusätzlich zwei Tageskinder in der Familie betreut. Ihre Pflegemutter hat einen medizinischen Beruf gelernt, den sie jedoch seit der Familiengründung zugunsten der Familienarbeit aufgegeben hat, der Pflegevater ist Vollzeit im kaufmännischen Bereich tätig.

Während die Pflegemutter ständig anwesend ist, verbringt der Pflegevater regelmässig allein Urlaub im Ausland. Hadjar ist als UMA in die Schweiz gekommen und praktizierende Muslima. Die Unterbringung ist auf Behördenbeschluss hin und gegen ihren Willen erfolgt. Wechselnde Beistandschaften und eine unklare Informationslage erschweren den Kontakt mit den Behörden für das Pflegemädchen.

Beziehung des Pflegekindes zu den Herkunftseltern

Hadjar, die auf der Flucht von ihrer Herkunftsfamilie getrennt wurde (Hadjar 00:44:22-0), ist als UMA in einer für sie unbefriedigenden Situation, da sie aus fragwürdigen Gründen nicht bei ihrer in der Schweiz lebenden, leiblichen Schwester und deren Familie wohnen darf. Wie die Behörden mit ihrem ausgeprägten Wunsch, bei ihren Verwandten zu leben, umgehen, beschreibt sie im Folgenden:

»[am Anfang bei der Pflegefamilie wars, d. A.] mega schlimm. [...] ich wollte gar nicht (.) und das Problem war, dass ich im [Name]-Camp war. [...] dort hat mir gesagt: "du bleibst da, [...] dann gehst du mit deine Familie leben." [...] dann ist plötzlich jemand gekommen und dann haben sie gesagt: "du gehst bei diese Familie." [...] dann wollte ich gar nicht. ich habe gesagt, ich bleibe lieber im Camp bis meine Schwester bereit ist. [...] dann haben sie gesagt: "nein das darfst du nicht." [...] ist mega schwierig gewesen. [...] ich wollte gar nicht rauskommen (.) und ich war die ganze Zeit im Zimmer. [...] ich wollte nicht in die Schule gehen, oder so. einfach ich hab gar keine Lust gehabt. und ja (.) ich habe mich so (.) so gefreut nach den zwei Jahren, gehe ich bei meine Familie leben. [...] ein Jahr ja ich weiss nicht ganz genau und (.) ((schluckt)) [...] dann bin ich plötzlich da gekommen. [...] mit Beiständin, [...] sie hat immer das gleiche gesagt: "du darfst nicht." [...] sie haben nicht mal Grund gesagt. [...] dann habe ich gesagt: "nein das möchte ich unbedingt (.) ich kann nicht." und dann haben sie: "ja ist gut, du lernst besser Deutsch und so." dann habe ich gesagt: "ich verspreche euch (.) ich lerne dort auch Deutsch." also dort gibt es auch Schule (3) zum Beispiel Tochter von mein Schwester, sie kann auch jetzt fast perfekt Deutsch, und ich mein sie war auch nicht bei Pflegefamilie. also du musst nicht unbedingt bei Pflegefamilie sein, dass du gut deutsch sprechen. [...] sie haben immer nicht das Grund gesagt, wieso darf ich nicht und sie haben so: "wenn du achtzehn bist, dann darfst du gehen." [...] bis achtzehn brauche ich vier Jahr Zeit, [...] das kann ich nicht [...] und dann hat sie gesagt: "okay, wenn du so weiter gehst, [...] wenn [Farah] [die Schwester, d. A.] den Ausweis wechselt, [...] dann neue Haus darf sie haben und dann darfst du gehen." ((einatmen)) dann nach diese Gespräch bin ich ruhiger geworden und dann habe ich gesagt: "jetzt mache ich meine Schule gut." und ich gehe einfach weiter so. also dann bin ich aus Zimmer rausgekommen und habe ich anfangen zu lernen und so oder spielen [...] jetzt warte ich« (Hadjar 00:46:05-4).

Gemäss dem Pflegekind werden die Grösse der Wohnung (Hadjar 00:13:35-9), der Aufenthaltsstatus und die nicht deutsche Familiensprache bei der Schwester durch die Beiständin angeführt, um ihre Unterbringung bei einer ihr unbekanntem Schweizer Pflegefamilie zu rechtfertigen. Dass damit eine transreligiöse Platzierung in eine evangelikale Pflegefamilie erfolgt, die prinzipiell Spannungen mit sich bringen kann, scheint keine Bedeutung für den Entscheid zu haben. Auch wird die Trennung von der Schwester, ihre Niedergeschlagenheit, der Kampfgeist Hadjars, der sich in einem Hungerstreik mani-

festiert (Nicole 01:41:32-6), vollkommen ignoriert. Und Hadjar leidet gemeinsam mit ihrer Mutter, was sich darin zeigt, dass sie während der Erzählung über die Enttäuschung ihrer Mutter schwer schluckt: »mein Mutter hat auch mega geweint und so, wenn dass ich nicht durfte bei meine Schwester bleiben. ((schluckt))« (Hadjar 00:31:08-0). Hadjar lässt sich von ihrer Beiständin beruhigen und bemüht sich um ihren sprachlichen Fortschritt und gute schulische Leistung, weil sie auf baldige Veränderung ihrer Lebenssituation hofft. Ihr ist nicht bewusst, dass der verbesserte Aufenthaltsstatus ihrer Schwester und ein Umzug in eine grössere Familienwohnung in naher Zukunft nicht realistisch sind. Dass die Beiständin Hadjar damit vertröstet, kann als Hinhaltenaktik gedeutet werden.

Deutlich zeigt sich in dieser Passage, wie gerne Hadjar bei ihrer leiblichen Familie leben möchte und wie nahe ihr die erzwungene Trennung geht. Ihre Herkunftseltern haben ihre elterliche Pflicht in keiner Form vernachlässigt, sondern die familiäre Bindung ist den Wirren der Flucht zum Opfer gefallen. Entsprechend fühlt sich das Pflegemädchen seinen Herkunftseltern zugehörig und stark verbunden (Hadjar 00:44:48-0). Hadjar erzählt vor allem von ihrer Mutter und den Geschwistern und lässt eine positive emotionale Verbindung erkennen. Sie charakterisierte ihre Mutter als religiöse Muslima, die Wert auf religiöse Praktiken wie Beten und die Einhaltung des Ramadans lege (Hadjar 00:31:08-0). Sie erzählte von den verpassten Familienfesten zum Fastenbrechen und Neujahr und betonte, wie stark sie das Essen, die Sprache und die Nähe zu ihrer Herkunftsfamilie vermisse (Hadjar 00:09:34-1, 00:15:19-8). Das Mädchen nannte zwar religiöse Praktiken, die ihre Mutter sie einzuhalten bittet, doch im Gegensatz zur Pflegefamilie seien in der Herkunftsfamilie Bett- und Bildschirmzeiten keinen Regeln unterworfen, sondern würden sehr liberal gehandhabt (Hadjar 00:02:09-4). Das Pflegemädchen besucht regelmässig ihre Schwester, verbringt seine Ferien und jedes zweite Wochenende dort und hat auch Kontakt zu Cousins, die ebenfalls in der Schweiz leben (Hadjar 00:12:37-2). Mit ihrer Familie im Herkunftsland telefoniere sie häufig, manchmal mehrere Stunden am Stück (Hadjar 00:10:53-2).

Umgang der Pflegeeltern mit den Herkunftseltern aus Sicht des Pflegekinds

Hadjar äusserte sich nicht explizit dazu, wie die Pflegeeltern mit ihren Herkunftseltern umgehen. Doch in ihren Beschreibungen wird deutlich, dass es ihr schwerfällt, in der christlichen Pflegefamilie ihre muslimischen Rituale einzuhalten, wobei sie sich um Anpassung bemüht. Es zeigt sich, dass ihre religiöse Herkunft nur marginal respektiert wird, und der religiösen Erziehung, wie sie die Herkunftsmutter einfordert, nicht nachgekommen wird. So besucht Hadjar keinen muslimischen Religionsunterricht und in der Pflegefamilie gibt es keinen Koran (Hadjar 00:30:20-3). Es gibt keinerlei Aktivitäten in der Pflegefamilie zum Fest des Fastenbrechens, dieser ihr wichtige Anlass entfällt komplett (Hadjar 00:09:44-8). Die Pflegeeltern erinnern sie nicht daran, den Ramadan einzuhalten, wenn sie diesen vergisst (Hadjar 00:52:57-4) und ihr Fasten wird nicht wirklich respektiert:

»wir dürfen nicht eigentlich so essen (.) wenn wir Ramadan haben. wir Essen vor uns und sie [die Pflegefamilie, d. A.] sagen so: "mhmm lecker ((CH: fein))" oder so (.) aber ja, sie haben kein diese Regel. und ich erwarte auch nicht. sie so leben« (Hadjar 00:52:57-4).

Lakonisch wischt sie die Taktlosigkeit weg, wenn ihre Pflegefamilie die Köstlichkeit des Essens betont, während sie Ramadan hält und nichts essen darf. Dabei sagt sie, keine Erwartungen an diese zu haben und deren Lebensweise ihrerseits zu respektieren. Ohne Unterstützung den Ramadan einzuhalten und das regelmässige Beten zu praktizieren, fällt Hadjar schwer und sie führt diese Tatsache als weiteren Grund auf, weshalb sie bei der Schwester leben möchte:

»ich habe [Ramadan] gemacht aber ich habe nicht so gut geschafft. [...] bei meine Schwester habe ich einfach lang ganz gemacht. das ist gar nicht streng gewesen, weil um drei Uhr nachts haben wir gegessen. Früchte (.) vor allem Wassermelone, weil dann am Tag haben wir kein Durst. [...] das ist auch ein Grund, dass ich möchte wieder bei meine Schwester leben. [...] da [in der Pflegefamilie, d. A.] Mitternacht könnte ich nicht essen. also ich darf schon, aber ich habe nicht geschafft. [...] meine Schwester, sie steht auf [...] oder manchmal ich und ihre Tochter kochen wir etwas. [...] die meiste hat meine Schwester gemacht und dann sind wir gegangen und essen. (2) aber da bin ich eben alleine [...] fast gar nicht gemacht, nur drei Tage von fünfzehn Tage. [...] oder Namas [...] also wir müssen am Mittag und am Abend und am Morgen machen wir das Beten. und (.) ja (.) das mache ich auch nicht so viel da. also weil, wir müssen im WC (.) so Wasser haben (.) und meine Schwester hat das, wenn ich dort bin, dann mach ich (.) also ich mache selber gerne, aber ich schaffe nicht. [...] hier mache ich nicht so viel, ich habe schon Material von meine Schwester bekommen (.) also ich habe sie gefragt ob ich darf eine mitnehmen [...] und dann habe ich eine hier [...] so ein Teppich [...] einfach so ((macht die Bewegung vor))

I: [...] wieso schaffst du es nicht?

H: also weil eben ich kann nicht jedes Mal. also ich habe auch nicht gefragt. ich ha- ich will nicht jedes Mal Wasser im (.) also sie haben auch gar keine etwas, dass ich Wasser mitnehmen kann ja im WC« (Hadjar 00:29:37-2).

Zwar ist ihr in der Pflegefamilie erlaubt, während der Fastenzeit um Mitternacht selbständig etwas zu essen. Ohne die Unterstützung ihrer erwachsenen Schwester durch gemeinsames Aufstehen, Kochen, Bereitstellung der richtigen Speisen und gemeinschaftliches Essen fällt der 15jährigen das Einhalten der religiösen Gebote aber schwer. Das sei auch beim regelmässigen Beten so. Obwohl die Schwester sie mit den nötigen Utensilien wie einem Gebetsteppich versorgt, scheint niemand in der Pflegefamilie sie je aktiv nach ihren Bedürfnissen zur Ausübung der religiösen Praxis gefragt zu haben. Sie selbst traut sich nicht, nach einem Gefäss für das rituell benötigte Wasser zu fragen, und ihre Ausdrucksweise lässt vermuten, dass sie ihr Beten in der Toilette heimlich praktiziert, wenn sie meint, »nicht jedes Mal Wasser [im WC] [...] mitnehmen« zu können und zu wollen. Denn wenn sie das Beten offen kommunizieren würde, könnte sie jederzeit Wasser mitnehmen. So entsteht der Eindruck einer nicht kommunizierten oder sogar verheimlichten religiösen Praxis.

Indirekt kommt der Mangel an Unterstützung durch die Pflegefamilie einer Missachtung der vorgesehenen religiösen Erziehung gleich und zeigt zudem die tendenzielle Ablehnung der muslimischen Herkunftsfamilie durch die Pflegeeltern. Dass die Pflegefamilie das Pflegekind nicht dabei unterstützt, bei ihrer leiblichen Schwester in der Schweiz leben zu dürfen, stützt diese Lesart.

9.1.7 Corinne

Fallskizze

Corinne ist die Enkel- und Pflögetochter von **Karin** und deren Mann Kurt und zum Befragungszeitpunkt acht Jahre alt. Im Alter von vier Jahren wird auf Initiative ihrer Grosseltern und ihres Onkels hin, die den Verdacht auf Vernachlässigung wegen psychischer Probleme der Herkunftsmutter gehabt haben, das verwandtschaftliche Pflegeverhältnis arrangiert. Die Dauer ist ungewiss, da die Grosseltern altersbedingt mit Überlastung und gesundheitlichen Problemen konfrontiert sind und auf die neue Partnerschaft des Herkunftsvaters hoffen, der das Kind wieder übernehmen könnte. Die Behörden sind durch ein jährliches Gespräch auf dem Amt involviert. Da die Pflege- und Herkunftseltern informelle Absprachen zur Finanzierung getätigt haben, sind keine weiteren Fachpersonen am Verlauf des Pflegeverhältnisses beteiligt. Das Pflegeelternpaar hat vier erwachsene Kinder, wovon eines Corinnes Herkunftsmutter ist. Die Pflegemutter ist evangelikal, der Pflegevater nicht. Das Paar ist vor der Pensionierung des Mannes im ErnährermodeU organisiert gewesen und lebt in einem Einfamilienhaus in einer kleinen ländlichen Gemeinde. Während die Herkunftsmutter als Tochter von Karin und Kurt evangelikal aufgewachsen ist, wurde der Herkunftsvater katholisch erzogen. Corinne nimmt an den Aktivitäten der evangelikalen Gemeinschaft teil und hat in ihrem Zimmer zahlreiche Sprüche mit religiösem Inhalt aufgehängt, auf Nachfrage äusserte sie sich verhalten positiv zum Besuch der sonntäglichen Aktivitäten der Community.

Beziehung des Pflegek Kindes zu den Herkunftseltern

Corinne erzählte insbesondere von ihrem Vater. Dieser schaut wöchentUch vorbei und sie berichtet von gemeinsamen Bastelarbeiten (Corinne 00:07:50-7) sowie Ausflügen: »dann gehen wir zuerst noch spazieren und dann rodeln und im Winter gehen wir schlitteln« (Corinne 00:06:06-4). Sie berichtete, wie ihr Vater sie über den bevorstehenden Umzug zu den Grosseltern, die fortan als Pflegeeltern fungieren, informiert und den Umzug gestaltet habe:

»dann hat mir der Dädi halt erklärt, dass ich dann zu ihnen [den Grosseltern mütterlicherseits, d. A.] gehe. und wir haben eine Riesenkiste mitgenommen, mit allen Stofftieren die da oben sind« (Corinne 00:03:08-9).

In der Art und Weise, wie die Achtjährige das Bild von Vater und Tochter zeichnete, die gemeinsam eine »Riesenkiste [...] mit allen Stofftieren« mitnehmen, zeigt sich eine empathische, als fürsorglich und kindgerecht empfundene Beziehung. Corinne glaubt, die Trennung der Eltern sei der Grund, weshalb sie bei den Grosseltern lebe:

»der Dädi hat manchmal etwas wollen halt- und dann ist das Mami nicht einverstanden gewesen. und dann hat es Streit gegeben und dann haben sie gemerkt, es ist besser, wenn sie nicht mehr zusammen sind« (Corinne 00:12:40-1).

Sie geht davon aus, dass sie wieder als Familie leben würden, wenn ihre Eltern wieder zusammen wären: »ich wünsche mir halt einfach, dass ich wieder beim Mami und beim

Dädi sein kann« (Corinne 00:17:17-5). Darin zeigt sich das wirkmächtige Bild der Kleinfamilie, das dem Kind trotz seiner negativen Erfahrung mit streitenden Eltern und einer abwesenden Mutter vorschwebt und über dessen Inexistenz sie weder mit ihren Freundinnen noch mit mir im Interview sprechen will (Corinne 00:12:12-9). Aktiv nach der Mutter gefragt, antwortet Corinne: »die sehe ich halt nicht so viel, weil sie immer arbeiten muss. manchmal auch halt am Sonntag.« (Corinne 00:06:38-8). Durch die Erwerbsarbeit der Mutter versucht Corinne, ihre Abwesenheit zu erklären.

Umgang der Pflegeeltern mit den Herkunftseltern aus Sicht des Pflegekindes

Zur Beziehung der Pflegeeltern zu ihren leiblichen Eltern sagt die Achtjährige nichts. Indirekt lässt sich aus den Aussagen des Mädchens schliessen, dass ihr Vater bei den Pflegeeltern willkommen ist und die Besuche auch wahrnimmt. Vom Konflikt zwischen Grossmutter und Mutter, von dem die Grossmutter berichtet, erzählte Corinne nichts.

Zusammenfassung: Beziehung der Pflegekinder zu den Herkunftseltern und Umgang der Pflegeeltern mit den Herkunftseltern aus Sicht der Pflegekinder

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Herkunftsfamilien eine wichtige Rolle für die Identitätsbildung der Pflegekinder einnehmen. Die emotionale Beziehung variiert je nach Hintergrund der Platzierung von grosser Distanz bis starker Zugewandtheit und kann auch mit Ambivalenz einhergehen.

Gemäss den Beschreibungen der Pflegekinder lehnen die Pflegeeltern die Herkunftseltern tendenziell ab und diskreditieren diese. Zugewandte Verhältnisse sind nur bei dem verwandtschaftlichen Pflegeverhältnis Corinnes erkennbar. Allerdings nehmen nicht alle Pflegekinder die ablehnende Haltung der Pflegeeltern zu den Herkunftseltern als solche wahr, sondern übernehmen deren beschönigende Darstellung. Die religiöse Erziehung, wie sie die Herkunftseltern vorsehen, wird umgesetzt, wenn die Herkunftseltern evangelikal sind. Bei einer transreligiösen Platzierung kann sie ignoriert, nicht unterstützt oder unterlaufen werden.

9.2 Pflegemütter und Pflegeväter und ihr Umgang mit den Herkunftseltern

Im Folgenden werden die Fälle der befragten evangelikalen Pflegeeltern geordnet nach Pflegefamilie dargestellt. Ein erster Abschnitt führt die sozioökonomische Ausgangslage der Pflegefamilie als Fallskizze aus, dann folgen die Beschreibungen zum jeweiligen Pflegeelternanteil sowie die Erläuterungen zum Umgang mit der Herkunft der Pflegekinder aus der Eigenperspektive der Pflegemütter und -väter.

Grundsätzlich zeigt sich, dass die Pflegeeltern die Herkunftseltern auf Distanz halten – das verwandtschaftliche Pflegeverhältnis ausgenommen – und wenig Interesse für die Herkunft aufbringen. Die religiösen Einstellungen werden durch Fachpersonen eher formal und wenig tiefgreifend abgefragt und die religiöse Erziehung, wie sie die Herkunftseltern bestimmen, findet nur marginale Beachtung.

9.2.1 Pflegefamilie 1

Fallskizze

Karin und Kurt (74) betreuen seit vier Jahren die achtjährige **Corinne**, die ihre Enkelin ist. Das Ehepaar hat vier erwachsene Kinder, wovon eines Corinnes Herkunftsmutter ist. Das Paar ist vor der Pensionierung des Mannes im Ernährermodell organisiert gewesen und lebt in einem Einfamilienhaus in einer kleinen ländlichen Gemeinde. Die Pflegemutter ist Mitglied einer evangelikalen Gemeinschaft, der Pflegevater nicht. Die traditionelle Rollenaufteilung und eine geteilte konservative Haltung der Partner tragen mutmasslich zum Bestand dieser Ehe trotz der Differenzen in der Religiosität bei. Auf Initiative der Grosseltern und des Onkels ist Corinne aufgrund des Verdachts auf Vernachlässigung wegen psychischer Probleme der Herkunftsmutter bei ihren Grosseltern untergebracht worden. In das verwandtschaftliche Pflegeverhältnis sind die Behörden lediglich mit einem jährlichen Gespräch auf dem Amt involviert, da die Pflege- und Herkunftseltern informelle Absprachen zur Finanzierung getätigt haben. Eine DAF ist am Pflegeverhältnis nicht beteiligt. Zudem werden die Pflegeeltern durch eine Bauernfamilie der evangelikalen Gemeinschaft unterstützt, bei der das Pflegekind, wie bereits die leiblichen Kinder, regelmässig Wochenenden und Ferien verbringt. Die Dauer der Platzierung ist ungewiss, da die Grosseltern altersbedingt mit Überlastung und gesundheitlichen Problemen konfrontiert sind. Sie hoffen, dass der Herkunftsvater mit seiner neuen Partnerin das Kind übernehmen könnte.

Karin

Karin ist zum Befragungszeitpunkt 65 Jahre alt und sowohl Grossmutter als auch Pflegemutter von Corinne. Durch die privaten Absprachen zur Finanzierung der Unterbringung ist keine DAF in das Pflegeverhältnis involviert, was Karin als Entlastung empfindet. Informationen und Austausch mit anderen Pflegeeltern findet sie zuweilen an Anlässen eines Dachverbandes der Pflegekinderhilfe. Zudem tauscht sie sich mit ihren gesunden erwachsenen Kindern und Freundinnen zu Erziehungsthemen aus. Weiter findet die religiöse Pflegemutter Antworten auf ihre Fragen im Austausch mit Gott respektive Jesus und durch die Bibellektüre.

Umgang mit den Herkunftseltern

Karin beschrieb ihre Tochter, die Herkunftsmutter von Corinne, als psychisch instabil, sie sei mit der Mutterschaft nicht klargekommen (Karin 00:08:00-3). Die Mutter würde schnell ermüden und sei phasenweise abwesend und könne sich nicht adäquat auf das Kind einlassen. Zudem habe sie »wechselnde Männergeschichten«. Der Herkunftsvater sei zuverlässig, besuche sein Kind »häufig« nach der Arbeit:

»sie hat auch nicht weisst du Mutter-Kind-Beziehung. wenn sie da ist Spielen mit der Corinne, etwas Basteln mit der Corinne (.) sie behandelt sie wie [...] eine Kollegin (.) Corinne liebt das Mami. das ist so. sie liebt den Dädi. ist gut. sie sind die Eltern. aber es ist nicht ein Mutter-Tochter-Verhältnis. (3) [Barbara] hat auch halt laufend wechselnde Männergeschichten. [...] was wir bis jetzt noch nie gemacht haben ist (.) die Corinne ihr ins [Name]-Tal geben. weil (.) nach drei Stunden ist die Substanz erschöpft von der

Mutter. [...] sie soll schöne Erlebnisse haben mit dem Mami. dass sie sich freut wenn das Mami kommt. und mit dem Vater [...] er hat jetzt auch eine neue Beziehung mit zwei Kindern. [...] wir haben es gut miteinander. er kommt gern [...] häufig nach dem Arbeiten her, zum Abendessen (.) noch ein bisschen mit der Corinne-« (Karin 00:22:42-7).

Die Herkunftseltern werden zwar vor allem als defizitär beschrieben, doch Karin meint auch, die Mutter habe sich »aufgerappelt«, ihre Psychopharmaka abgesetzt, hätte einen guten Job gefunden und führe ihren Haushalt wieder (Karin 00:19:27-4). Weiter beschreibt sie den Herkunftsvater als angenehmen, zuverlässigen Gast, der sich um sein Kind bemühe. Doch Karin hält den Vater für überfordert: »er hat gar keine Ahnung, was es heisst, ein Kind zu betreuen« (Karin 00:55:00-4). Entsprechend setzt die schon ältere Pflegemutter Hoffnung auf seine neue Partnerin, die bereits eigene Kinder hat und wünscht sich, dass sie in Zukunft gemeinsam für das Mädchen sorgen könnten (Karin 00:24:29-2). Laut Karin haben beide Herkunftseltern guten Zugang zur Pflegefamilie, sind willkommen und sie würden »es gut miteinander« haben. Das schlägt sich auch in der privaten Abmachung zur Finanzierung des Pflegekindes nieder, welche die Pflege- und Herkunftseltern gemeinsam getroffen hätten. Beide Herkunftseltern sind wirtschaftlich nicht sehr gut gestellt und mit einer offiziellen Finanzierung »hätten der [Peter] und [Barbara] auf dieses Sozialamt müssen« (Karin 00:38:43-6). Grundsätzlich zeigten sich die Herkunftseltern froh, dass die Grosseltern sich um ihr Kind kümmern (Karin 00:55:00-4).

Religiöse Erziehung

Während die Herkunftsmutter als Karins Tochter selbst in deren evangelikalen Gemeinschaft gross geworden ist, folglich den religiösen Hintergrund der Pflegefamilie fundiert kennt (Karin 00:28:45-6), ist der Herkunftsvater katholisch. Dieser sei jedoch auch schon mit in den evangelikalen Gottesdienst gekommen und beide Elternteile haben auf Nachfrage hin nichts gegen die religiöse Erziehung, wie sie die evangelikale Pflegemutter praktiziere, einzuwenden, was auch vertraglich festgehalten sei:

»wir haben das abgeklärt. [...] das steht ja eigentlich im KESB-Vertrag drin. wir haben geredet mit den Eltern: "wie ist es für euch?" ich meine der [Peter] ist auch schon ein paar Mal [im evangelikalen Gottesdienst, d. A.] gewesen. [...] beide haben gefunden: "ja, sie lebt da, wenn das für Corinne stimmt, dann ist das gut." (.) er kommt vom Katholischen her und es hat es auch schon gegeben, [...] dass sie mit dem Grossdädi dort in die Kirche gegangen ist. [...] ihr Lebensweg letztlich, was sie will (.) entscheidet dann sie« (Karin 00:29:51-7).

Wie andere Pflegeeltern macht auch Karin das Pflegekind zum Entscheidungsträger punkto des religiösen Lebenswegs. In Anbetracht der elterlichen Zustimmung zur evangelikalen Erziehung, insbesondere durch die Herkunftsmutter, die gut über die religiöse Erziehung der Pflegefamilie informiert ist, werden in dieser Pflegefamilie die rechtlichen Bestimmungen zur religiösen Erziehung von Pflegekindern eingehalten. Weiter kann angemerkt werden, dass Karin sehr bemüht zu sein scheint, andere

religiöse oder areligiöse Haltungen zu akzeptieren. Sie erwähnte diesbezüglich den Vorbereitungskurs zur Pflegeelternschaft, in dem sie für den Umgang mit transreligiösen Platzierungen geschult wurde, und fasste zusammen, dass man »nicht versuchen« darf, Pflegekinder »zu beeinflussen« und evangelikale Pflegeeltern stattdessen »verpflichtet« sind, ihren »stillen Weg« zu gehen (Karin 01:08:14-4).

Die gläubige Pflegemutter, die auf eine langjährige Ehe mit ihrem zwar konservativen, aber ausdrücklich nicht religiösen Mann zurückblickt, der ihren Glauben gar als »Hobby« bezeichnete (Kurt 00:34:02-7), ist folglich darin geübt, in vielerlei Hinsicht den »stillen Weg« zu gehen. Das Paar hat mutmasslich gut voneinander getrennte Zuständigkeitsbereiche im Alltag und findet sich vermutlich auf wertpolitischer und emotionaler Ebene. So sind sie traditionellen Familienwerten und einer konservativen Grundeinstellung verpflichtet, geniessen gemeinsame Spaziergänge und Ferien oder sorgen sich bei Krankheit und Überlastung umeinander (Karin 00:04:06-8, 00:27:36-6). Entsprechend war es dem Ehepaar möglich, gemeinsam vier Kinder aufzuziehen, wovon drei weiterhin Mitglied einer evangelikalen Gemeinschaft sind (Karin 00:28:45-6). Es scheint ein gewisser familiärer Zusammenhalt aller gegeben zu sein, wenn Karin wie Kurt von gegenseitiger Unterstützung berichteten und zu Festtagen alle zusammenkommen, je nach psychischer Verfassung auch Corinnes Mutter (Karin 00:46:32-9).

9.2.2 Pflegefamilie 2

Fallskizze

Magdalena und **David** sind verheiratet und seit gut vier Jahren die Pflegeeltern **Melanie**. Neben den leiblichen eineinhalbjährigen Mehrlingen betreuen sie auch die zweieinhalbjährige Yuna in Dauerpflege. Für kurze Zeit hat sich die Familie zusätzlich als Notfallplatzierung um zwei Kinder gekümmert. Die Pflegefamilie lebt in einem kleinen Haus mit Garten am Rande einer Kleinstadt. Magdalena hat ihren Beruf im kaufmännischen Bereich zugunsten der Familienarbeit aufgegeben, während David einen technischen Beruf in Vollzeit ausübt. Das Paar ist stark im evangelikalen Glauben verankert, aber nicht Mitglied einer bestimmten Gemeinde. Prägend scheinen für das Ehepaar insbesondere traditionelle Rollenbilder zu sein. Es gibt einen losen Kontakt zu den Beistandschaften der Pflegekinder sowie Besuche von DAF-Mitarbeitenden einer evangelikalen DAF. In Planung ist die aktive Mitgestaltung des Ehepaars an Weiterbildungskursen dieser DAF, womit ein gewisses professionelles Verständnis ihrer Pflegeelternschaft einhergeht.

Magdalena

Magdalena ist zum Befragungszeitpunkt 36 Jahre alt. Die Pflegemutter zeigt tendenziell ein Verständnis von Pflegefamilie als Ersatzfamilie – in Bezug auf Melanie war eine Adoption bereits Thema. Zentral ist für die Pfarrerstochter Magdalena explizit die Vorstellung eines liebenden Gottes. Diese Liebe möchte sie an viele Kinder weitergeben. Das zeigt sich auch in den Plänen Magdalenas, eine Ausbildung im sozialpädagogischen Bereich zu absolvieren und die Pflegefamilie weiter zu vergrössern. Eine Überforderungssituation scheint die Pflegemutter nicht zu befürchten.

Umgang mit den Herkunftseltern des Pflegekinds

Magdalena sagte über die Herkunftseltern erst mal: »wir wissen nicht viel« und betonte damit die Limitierung der zur Verfügung stehenden Informationen zur Herkunft ihrer Pflegekinder. Sie erzählte, ihre ältere Pflgetochter sei Waise, dann führte sie aus, dass der Vater der jüngeren Pflgetochter »unbekannt« (Magdalena 00:01:57-3) sei und beschrieb das Milieu der Herkunftsmutter als »sehr viel mit Gewalt gewesen mit Drogen. Antidepressiva. mit Alkohol. mit (.) ich weiss nicht was noch alles gelaufen ist«. Sie wisse, dass das Kind »sehr klein von der Mutter weggenommen worden ist«, woraus für dieses ein mangelndes »Urvertrauen«, »eine gewisse Unsicherheit« resultiere. Die Pflegemutter relativierte ihre Beobachtung zwar und führt ihren langen Spitalaufenthalt wegen der komplizierten Mehrlingsgeburt als Grund für die mögliche Unsicherheit des Pflegekinds an, dennoch rückt sie nicht von ihrer zuerst genannten Darstellung ab (Magdalena 00:10:47-6). Die Betonung der Unsicherheit des Mädchens irritiert mich, da ich das zweieinhalbjährige Pflegemädchen, das seit zwei Jahren in dieser Pflegefamilie lebt (Magdalena 00:02:04-1), beim Interviewbesuch als sehr neugierig und zutraulich erlebe. Mit grossem Interesse hat sie ausführlich meine Handtasche inspiziert und sich mir dabei auch körperlich angenähert (Beobachtungsprotokoll_PF2).

Bezüglich der Besuchskontakte betonte Magdalena, dass sie diese ohne Einbezug von Fachpersonen direkt mit den Herkunftsfamilien abspricht (Magdalena 00:49:29-3). Mit einer solchen Darstellung betont sie ihre Autonomie und lässt ausser Acht, dass in den jährlichen Gesprächen mit den Behörden Absprachen dazu getroffen werden. Zudem sind bei einem Pflegekind die Eltern verstorben und zu der Stiefmutter würde kein Kontakt bestehen, beim anderen Pflegekind sei nur die Mutter bekannt und diese aufgrund ihrer gesundheitlichen Probleme nicht in der Lage, die behördlichen Auflagen zur Kontaktbewilligung umzusetzen, obgleich diese sich das wünsche:

»die Mutter hat bis jetzt nicht Kontakt mit ihr [Yuna, d. A.] (.) sie hats schon versucht oder hat es gewollt (.) hats aber nicht zustande gebracht, diese Sachen zu erfüllen, die sie hat erfüllen müssen (.) damit das möglich gewesen ist (.) das heisst, seit sie bei uns ist, hat sie ihr Mami nie gesehen« (Magdalena 00:01:57-3).

Folglich gibt es keine Herkunftseltern, mit denen Kontakt gepflegt werden könnte. Allerdings seien die Grosseltern involviert:

»für unsere Pflegekinder sind unsere Eltern auch ihre Grosseltern. und dann haben sie halt noch die leiblichen (.) also von der leiblichen Familie die Grosseltern. das heisst, es gibt einfach sehr viel Verwandtschaftskontakte« (Magdalena 00:01:16-8).

In der Art und Weise, wie Magdalena mit Possessivpronomen die Zugehörigkeit der Pflegekinder zur Pflegefamilie inklusive Grosseltern anzeigt und die leiblichen Grosseltern der Pflegekinder – durch ein »halt noch« verstärkt – hintenanstellt, wird deren Rang im Pflegefamiliengefüge aus Sicht der Pflegemutter deutlich. Zudem spricht diese von »sehr viel Verwandtschaftskontakte[n]«, was verwundert, wenn der nicht vorhandene Kontakt zu den Herkunftseltern sowie die Aussage Melanies, die ihre Kontaktmöglichkeiten zur Grossmutter als zu gering einschätzt (Melanie 00:20:21-6), in Betracht gezo-

gen werden. Die Aussage »sehr viel Verwandtschaftskontakte« kann so gelesen werden, dass sie diese Kontakte als übermässig und störend eher ablehnt, was die Vorstellung von Pflegefamilie als Ersatzfamilie unterstützt. Diese Vorstellung zeigt sich an vielen Stellen im Interview mit Magdalena, zum Beispiel, als sie der Pflege Tochter eine Adoption anbietet (Magdalena 00:43:47-3).

Religiöse Erziehung

Obwohl Magdalena um den areligiösen Hintergrund der älteren Pflege Tochter und die formale Zugehörigkeit zum Islam der jüngeren Pflege Tochter weiss, räumt sie der vorgesehenen religiösen Erziehung keinen Platz ein. Die Pflegeverträge für beide Pflegekinder würden dazu nichts »konkret festhalten«:

»es ist nichts konkret festgehalten. [...] es steht im Pflegevertrag, dass wir christliche Grundlagen haben, dass das [...] im Familienalltag integriert ist. aber nicht (.) dass irgendetwas sonst festgehalten wird« (Magdalena 00:28:57-7).

Ausser äusserst vagen Floskeln (»christliche Grundlagen«, »im Familienalltag integriert«), die einen grossen Interpretationsspielraum zulassen, definiere der Vertrag laut der Pflegemutter nichts zur religiösen Erziehung, obwohl es sich in beiden Fällen um transreligiöse Platzierungen handelt. Magdalena erzählte, dass sie als Pflegeeltern die formale Taufe ablehnen und auf den Bekehrungsmoment der Pflegekinder setzen (Magdalena 00:26:17-0). Sie äusserte ihre Vorstellungen folglich durchaus offen. Die Pflegemutter ist jedoch froh, das Thema der religiösen Erziehung mit den Herkunftseltern nicht weiter diskutieren zu müssen, solange das eine Mädchen noch klein ist. Die muslimischen Grosseltern hingegen seien von der Bekehrungserwartung »nicht so begeistert«, doch die Angelegenheit würde nicht wirklich thematisiert:

»sie ist eigentlich- (.) auf dem Papier hat sie die Religion Islam. [...] ich glaube die Grosseltern [die sehen sie auch immer wieder regelmässig] sind nicht so begeistert von dem [der evangelikalen Bekehrungserwartung, d. A.] (.) kann das nicht so genau einschätzen. bis jetzt ist das nicht so ein Thema gewesen [...] bei der Platzierung, wo die Mutter dabei gewesen ist, [...] wir haben ihr gesagt, was wir glauben. wir haben ihr gesagt, dass wir (.) vor dem Essen beten. wir haben ihr gesagt, dass wir das so leben. für sie ist das in Ordnung gewesen und drum ist das bis jetzt nicht ein Konflikt oder schwieriges Thema gewesen. zum Glück. ich bin sehr dankbar dafür. ich weiss nicht, wie es sein wird, wenn sie älter wird. aber eben durch das, dass im Moment die Mutter eh nicht wirklich Kontakt hat, oder (.) konkret da ist, um Entscheidungen zu treffen, glaube ich wird das nicht ein Riesenthema sein. (.) und (.) die Melanie darf selber auch entscheiden« (Magdalena 00:27:32-3).

In der Erleichterung über die Nicht-Thematisierung zeigt sich, wie schwer es ihr fallen würde, eine andere religiöse Erziehung ihrer Pflegekinder als die evangelikale zu akzeptieren. Sie führt jedoch rechtfertigend an, der Herkunftsmutter der muslimischen Pflege Tochter gegenüber ihre Religiosität offengelegt zu haben. Diese würde trotz der formalen Zugehörigkeit ihrer Tochter zum Islam einer evangelikalen Erziehung zustimmen (»für sie ist das in Ordnung«). Dabei unterschlägt sie, dass die Herkunftsmutter in ihrer

schwierigen gesundheitlichen Verfassung sich kaum ausreichend Gedanken zu diesem Thema machen kann und anzunehmen ist, dass diese nur über beschränktes Wissen zur evangelikalen Lebensweise verfügt. Gleichzeitig führte sie frank an, dass die religiöse Erziehung allein schon durch deren Abwesenheit nicht zur Debatte stehe. Bei der älteren Pflgetochter überliesse sie den Entscheid für die Partizipation am religiös geprägten Leben dem Mädchen selbst. Von einem Einbezug der Herkunftseltern respektive dem gesetzlichen Vertreter spricht sie an anderer Stelle. Dort wird klar, dass die Beistandschaft des Pflgemädchens dieses in der Durchsetzung unterstützen muss und keine Rede von der offerierten Wahlfreiheit bei der religiösen Partizipation sein kann:

»sie hat dann nicht mehr [in den Religionsunterricht der Gemeinschaft, d. A.] gehen wollen [...] wir haben (.) aber eher immer unterstützt, dass sie es weiter macht einfach, damit sie es nicht bereut irgendwann (.) und sie hat dann aber partout nicht wollen. und dann hat der Beistand gesagt, das darf sie selber entscheiden (.) und dann ist klar gewesen für sie, dass sie nicht mehr gehen will« (Magdalena 00:28:31-6).

Die Pflegeeltern versuchen folglich ihre Vorstellung der religiösen Erziehung auch gegen den Willen des Pflgekinde durchzusetzen. Die Angst, sie könnte ohne Teilhabe am Religionsunterricht der Gemeinschaft etwas verpassen und dies später »bereuen«, zeigt die fürsorgliche Haltung der Pflegeeltern, die sich aber in einem unzulässigen Bereich bewegt und folglich als übergriffig verstanden werden muss. Die Beistandschaft greift zwar ein, vertritt die im Sinne der Herkunftseltern vorgesehene areligiösen Erziehung jedoch keineswegs.

David

David ist zum Befragungszeitpunkt 35 Jahre alt. Traditionelle Rollenbilder prägen seine Vorstellung von Familie und er äusserte sich explizit und pointiert zur zentralen Funktion der traditionellen Familie für die Gesellschaft. Obwohl er Vollzeit erwerbstätig ist, beteilige er sich an der Familienarbeit, wobei er vor allem von regelmässigen Unternehmungen mit den Pflgetöchtern und der schulischen Förderung Melanies erzählt. David schilderte wie ein aktiver Freundeskreis von »Christen« (David 00:13:52-2), die über die ganze Schweiz verteilt seien, die Pflgefamilie unterstützt.

Umgang mit den Herkunftseltern

David sagte, dass seine jugendliche Pflgetochter in der Herkunftsfamilie keine »Nähe« erleben konnte und diese nicht »Füreinander da [gewesen sind]«, die Herkunftsfamilie folglich emotional distanziert ist (David 01:01:05-9). Er bezeichnete ihre Herkunft als »Sumpf«, während die Pflegeeltern durch eine grossangelegte Geburtstagsparty (»Event«) mit 50 Gästen (David 00:54:35-6), der entfernten Verwandtschaft des Pflgemädchens, die evangelikale Pflgefamilie als positiven Kontrast dazu aufzeigen wollen:

»ihren ersten Geburtstag zum Beispiel, da war sie ein halbes Jahr bei uns. [...] viele [Gäste, d. A.] haben gesagt: "[...] ich hab dich vor sechs Jahren das letzte Mal gesehen." wenn die dann ein Pflgekind sehen, das aus irgendwie, ich nenn's mal »Sumpf« rauskommt und irgendwo platziert wird und man dahin kommt und, ich denk, viele waren da, um

zu kucken: "he geht's der jetzt gut?" und haben dann das erlebt, was Sache ist. und (.) das war überhaupt der Punkt, wo wir gesagt haben: "danke für die Möglichkeit, dass man's jetzt machen konnte." [...] das war wirklich ein Event, [...] ein Grundsetting zu schaffen für die ganze Ursprungsfamilie« (David 00:55:18-4).

Ziel dieses Anlasses zu Beginn des Pflegeverhältnisses war es, ein vertrauensvolles »Grundsetting zu schaffen«, bei dem der »ganze[n] Ursprungsfamilie« demonstriert wird, »was Sache ist«. Damit meint David die christliche Lebensweise mit kollektivem Beten, wie er an anderer Stelle ausführt (David 00:53:42-1). Noch drei Jahre danach zeigt er sich dankbar »für die Möglichkeit«, dass er der Herkunftsfamilie hat zeigen können, dass es dem Pflegekind in einem evangelikalen Umfeld »gut« geht.

Davids Pflegekinder haben keine Möglichkeit, mit ihren Herkunftseltern in Kontakt zu stehen, doch die weitere Verwandtschaft gibt es und die habe »teilweise Bedarf«, meint der Pflegevater ohne zu berücksichtigen, dass dieser Bedarf auch für die Kinder relevant sein könnte. Deutlich wird in seiner Beschreibung seine skeptische Haltung gegenüber diesem Kontakt zu den Herkunftsfamilien:

»[wenn] Ursprungsfamilien, die es ja noch gibt teilweise, Bedarf haben, die Kinder zu sehen [...] [muss] man überlegen, wie gestaltet man das. und wenn man das Kindeswohl sieht ist immer die Frage, [...] wo muss man intervenieren. [...] ist echt krass, wie schnell man das merkt, wenn Pflegekinder zur Ursprungsfamilie Kontakt haben. [...] bei dem einen Pflegekind, ist es so, dass wenn Interaktion zur Herkunftsfamilie da ist (.) der kann ne Stunde zwei Stunden sein, gibt es nachher Nächte, wo das Kind nicht schläft« (David 00:11:24-5).

Der Pflegevater übernimmt damit die im Feld der Pflegekinderhilfe viel und stereotypisierten Bedenken zur möglichen Retraumatisierung von Pflegekindern durch den Kontakt mit den Herkunftseltern (Dittmann und Schäfer 2019: 32ff.; Ruchholz et al. 2021: 25f.). David spricht davon, dass das Kind nicht schlafe, nach einer »Interaktion« mit den Verwandten. In dieser Darstellung ist der Auslöser der Kontakt mit der Herkunftsfamilie. Weder die skeptische Haltung – vielleicht die Angst um einen allfälligen Bedeutungsverlust der Pflegeeltern – noch die möglicherweise nicht kindgerechte Gestaltung der Besuchskontakte werden als Faktoren für negative Effekte reflektiert. Im Gegenteil, es wird den kurzen Verwandtenbesuchen gar eine Kindeswohl gefährdende Wirkung attestiert.

Religiöse Erziehung

Bei der generell ablehnenden Haltung gegenüber den Herkunftsfamilien erstaunt es nicht weiter, dass der Pflegevater keinen Moment an die religiöse Erziehung, wie sie die Herkunftseltern für ihre Kinder vorsehen, zu denken scheint. Eine Absprache erwähnte er nicht. Im Gegenteil, er sagte, den Entscheid für die Teilhabe an der evangelikalen Lebensweise dem 14jährigen Pflegekind zu überlassen, obwohl David sehr genau um die Diskrepanzen zur Herkunftsfamilie weiss:

»grad ist die spannende Phase wo ein Mensch [die 14jährige Pflege Tochter, d. A.] anfängt eine Persönlichkeit zu werden. [...] da ist sie grad genau in diesen Extremen. und dass sie wirklich sieht, hier ist ne christliche Familie, und wir [die Herkunftsfamilie der Pflege Tochter, d. A.] hatten früher mit dem ganz im Gegenteil was zu tun gehabt, um das mal etwas negativer auszudrücken. und ich kann jetzt entscheiden (.) wo geh ich hin (.) also wie will ich werden als Mensch« (David 00:51:29-2).

Der Pflegevater verunglimpft die areligiöse Haltung der Herkunftseltern bewusst, indem er »um das mal etwas negativer auszudrücken« sagte und diskreditiert sie als »Gegenteil« einer »christliche[n] Familie«. Dabei lässt David seine dichotome Welt-sicht durchblicken, indem er davon spricht, dass das Mädchen »grad genau in diesen Extremen« ist, das heisst, zwischen der christlichen Pflegefamilie und der areligiösen Herkunftsfamilie stehe und sich für einen Weg entscheiden könne. Er spitzt diese Aussage noch zu und setzt sie absolut, indem für ihn mit dem Entscheid für oder gegen ein evangelikales Leben die Qualität »als Mensch« einhergeht.

9.2.3 Pflegefamilie 3

Fallskizze

Michèle und **Michael** sind verheiratet und haben drei leibliche Kinder im Alter zwischen 13 und 16 Jahren. In den vergangenen siebzehn Jahren haben sie insgesamt etwa 30 Tages- und Pflegekinder betreut. Die Pflegekinder kamen als Notfall- und Dauerplatzierungen oder für Wochenenden und Ferien als Entlastungsangebot für andere Pflegefamilien und Heime. Zurzeit leben neben den leiblichen Kindern, zwei fünf- und sechsjährige Schwestern als Langzeitplatzierungen sowie ein 18jähriger, der seit seinem neunten Lebensjahr bei der Familie wohnt, zurzeit aber abgetaucht ist, in der Pflegefamilie. Das Haus befindet sich in einem abgeschiedenen ländlichen Weiler. Der Pflegevater führt einen angegliederten Handwerksbetrieb, während Michèle, die einen medizinischen Beruf gelernt hat, die Familienarbeit verrichtet. Mit im Haus wohnen Michèles Eltern sowie ihr Bruder, der eine Beeinträchtigung hat. Beide Pflegeeltern sind in Familien aufgewachsen, die Mitglied einer konservativen Freikirche gewesen sind und haben sich selbst, der liberaleren Ausrichtung wegen, für die Mitgliedschaft bei einer klassischen Freikirche entschieden. Als ganze Familie sind sie in der Jugendarbeit dieser Gemeinschaft engagiert. Die Pflegeeltern leben einen puritanischen Lebensstil und pflegen ein hohes Arbeitsethos.

Michèle

Michèle ist zum Befragungszeitpunkt 38 Jahre alt. Sie erzählte von ihrem vielseitigen sozialen Engagement und es wird deutlich, dass die Bestärkung der Pflegekinder zu ihren zentralen Anliegen gehört. Ihre Religiosität klammert sie im Interview weitgehend aus. Den Kontakt mit Fachpersonen der Pflegekinderhilfe erlebt Michèle ambivalent. Während sie die Behörden als inkompetent und kompliziert beschrieb und berichtete, dass die jährlichen Kontrollbesuche häufig gar nicht stattfinden würden, sieht sie in den Mitarbeitenden der evangelikalen DAF eine kompetente und zuverlässige Unterstützung. Mit den Beistandschaften haben sie nur zu den zweimal jährlich stattfindenden Stand-

ortgesprächen Kontakt, diese seien chronisch überlastet und kennen die Pflegekinder nicht.

Umgang mit den Herkunftseltern

Michèle skizziert ein Bild von Herkunftseltern, die es »nicht geschafft« hätten:

»sie [die Pflegekinder, d. A.] sind halt fest geprägt von den Eltern, die es nicht geschafft haben, sage ich jetzt mal. [...] sie kommen nicht einfach grundsätzlich von einem schlechten Ort. meistens sind's ja Umstände, wo so viel aufeinander getroffen ist, dass es nachher zu dem geführt hat« (Michèle 00:49:32-6).

Erklärend versucht sie, dieses negative Bild einzuordnen, indem sie ein Konzept von Schuld einbringt und diese nicht bei den Herkunftseltern selbst, sondern in den »Umständen« verortet. Entsprechend sei die Herkunft »nicht einfach grundsätzlich ein[...] schlechte[r] Ort« – aber tatsächlich eben doch, nämlich der Umstände wegen. An anderer Stelle erzählte sie davon, wie sie versuche, den Pflegekindern gegenüber etwas Positives über die Herkunftseltern zu vermitteln, »auch wenn man nicht viel findet [...] und hundert Mal vom gleichen redet«. Als Beispiel führt sie den mitgebrachten Geburtstagskuchen einer Herkunftsmutter an, eine Tatsache, die sie mehrfach hervorhebe (Michèle 00:51:52-7).

Die Herkunftseltern der Pflegekinder seien in unterschiedlichem Mass und über die Zeit variierend mit diesen in Kontakt. Ganz stark hänge die Qualität des Pflegeverhältnisses von der gegenseitigen Akzeptanz zwischen Herkunftseltern und Pflegeeltern ab, sagte Michèle. Sie führte aus, dass die Pflegekinder Ablehnung sofort wahrnehmen würden, »dann hast du als Pflegeeltern keine Chance«, sodass sie deshalb an einem »möglichst positiv[en] Kontakt« arbeiten würde:

»zum Teil haben wir die Eltern nie gehört oder gesehen. das ist wirklich extrem unterschiedlich. und zum Teil haben wir Kontakt gehabt mit Eltern, wo's super gewesen ist (.) ganz [...] entspannt auch von ihnen her, weil sie eigentlich froh gewesen sind. [...] und dann gibt's halt die Situationen, wo die Eltern fest Mühe haben (.) das ist jetzt gerade [...] bei ihnen zweien so. (2) wo die Eltern, [...] die Mama, ganz fest Mühe gehabt hat. dann habe ich wie gemerkt (.) ich muss zur Mutter eine Beziehung aufbauen können, dass sie ein Okay hat. [...] das haben wir zum guten Glück geschafft. [...] so ein bisschen einen freundschaftlichen Kontakt. [...] das macht's einfach einfacher, [...] weil das ist enorm (.) wie die Kinder feinfühlig ((CH: spürig)) sind (.) wenn sie merken (.) das Mami oder der Papi will eigentlich nicht, dass ich da bin, dann hast du als Pflegeeltern keine Chance. [...] je mehr Kontakt man hat zu den Eltern (.) je mehr muss man dran arbeiten, dass der möglichst positiv ist« (Michèle 00:51:52-7).

Die Pflegemutter bezieht sich in ihren Erläuterungen zu ihrem geglückten Vertrauensaufbau zu Herkunftseltern auf die Mutter ihrer aktuellen Pflegekinder, zu der sie »so ein bisschen einen freundschaftlichen Kontakt« erarbeitet habe. Im Abgleich mit einer anderen Stelle im Interview muss dies jedoch als euphemistisch eingeordnet werden, denn da erzählt sie, die Mutter sei »im Moment [...] gerade sehr stabil«, aber stellt die Dauerhaftigkeit des momentan regelmässigen Kontakts in Frage:

»im Moment ist wirklich gerade die Mama sehr stabil (.) meldet sich von sich aus einmal in der Woche. Aber das ist jetzt drei Jahre lang nicht so gewesen (.) und wir wissen nicht wie lange« (Michèle 00:37:35-8).

Von einem freundschaftlichen Kontakt zu sprechen, erscheint hiermit überzogen. Es ist anzunehmen, dass die Beziehung zwischen dieser Herkunftsmutter und der Pflegemutter sich verbessert hat, die obige, fast lehrbuchartige Erläuterung des positiven Kontaktaufbaus zu den Herkunftseltern verstehe ich jedoch primär als Zugeständnis an die soziale Erwünschtheit. Diese Einschätzung wird dadurch unterstützt, dass Michèle bei der Formulierung ihrer Wünsche für die Pflegekinderhilfe zum Schluss des Interviews meinte:

»ich kann nicht mit allen Pflegeeltern eine Freundschaft aufbauen (.) das geht irgendwie gar nicht (.) das wird nachher sehr kompliziert (.) aber wenn sie niemanden haben, dann kommen sie zu den Pflegeeltern, oder (.) sie haben ja dann gar nichts anderes« (Michèle 01:40:29-4).

Damit wird deutlich, dass ein umfänglicher freundschaftlicher Kontakt zu den Herkunftseltern sie eigentlich überfordert und sie den damit einhergehenden Rollenkonflikt erkennt. Wenn aber das Bedürfnis der Herkunftseltern bestehe, gehe sie im Rahmen eines barmherzigen Akts darauf ein. Entsprechend wünscht sie sich für die Zukunft der Pflegekinderhilfe vermehrtes »Coaching« für die Herkunftseltern (Michèle 01:40:29-4). Von Freundschaft lässt sich in diesem asymmetrischen Verhältnis aber nicht sprechen. Schliesslich zeigt sich an einer anderen Stelle im Interview, wie die Pflegemutter gerade in Bezug auf die Herkunftseltern ihrer aktuellen Pflegekinder aktiv Distanz schafft und das im Feld der Schweizer Pflegekinderhilfe häufig praktizierte Besuchsrecht der Herkunftseltern alle zwei Wochen klar ablehnt:

»wenn jetzt sie [die aktuellen Pflegemädchen, d. A.] alle zwei Wochen (.) irgendwohin müssten, [...] das hat für mich jetzt wirklich völlig nicht gestimmt (.) halt vielleicht auch (.) weil wir so gut eingebettet sind (.) mal meine Mum fragen können. [...] wenn's ein grosses Kind ist (.) je nachdem [...] kann das sicher auch gut sein, oder? sehr. vielleicht sogar für beide Seiten. aber jetzt gerade so für- (.) nein (.) das haben wir wirklich alle das Gefühl gehabt (.) das ist einfach irgendwie so unnatürlich irgendwo (.) da bin ich sehr froh, haben wir das eben so mit Freunden und Verwandten machen können« (Michèle 01:04:02-7).

Statt auf die Beziehung der Kinder zu den Herkunftseltern zu bauen und dadurch eigene Freiräume zu gewinnen, ist Michèle kategorisch dagegen, dass die Pflegekinder diese besuchen. Ein Besuchsrecht bei den Herkunftseltern empfindet sie als »einfach irgendwie so unnatürlich«, wohingegen die Unterstützung aus ihrem eigenen Umfeld hilfreich sei. Es geht der Pflegemutter also nicht prinzipiell um die Betreuung der Pflegekinder ausserhalb ihrer Pflegefamilie, sondern um die milieufremden Herkunftseltern. Dass diese mitgemeint sind, wenn sie sagt »alle« hätten ihr »Gefühl« des »unnatürlich[en]« Besuchs bei den Herkunftseltern geteilt, ist unwahrscheinlich. Zwar räumt Michèle ein, dass solche Besuchskontakte für die Herkunftseltern und »vielleicht sogar« für ältere Pflegekin-

der »gut sein« können, ihre Ausdrucksweise lässt jedoch eher auf eine theoretische Annahme als auf tatsächliche Erfahrung schliessen. Bei den etwa dreissig Pflegekindern, von denen die Pflegemutter berichtet, sie betreut zu haben, scheint dies doch erstaunlich.

Religiöse Erziehung

Michèle sagt »von Anfang an« zu kommunizieren, dass sie vor dem Essen singen oder beten und sonntags den Gottesdienst besuchen, wobei die Pflegekinder nicht mitkommen müssen und jemand der Familie mit ihnen zu Hause bleibt. Das sei schon vorgekommen, allerdings würden die meisten Pflegekinder »mal schauen gehen wie das ist« und nur einmal habe eine andere Pflegefamilie, deren Pflegekind bei ihnen zur Entlastung in den Ferien war, interveniert (Michèle 01:34:30-4). Darin zeigt sich, dass die Pflegeeltern den Wunsch der Pflegekinder oder Weisungen der Behörden ernst nehmen. Die religiöse Erziehung hingegen, wie sie die Herkunftseltern wünschen, sind kein eigentliches Thema und solange die religiöse Praxis, die die Pflegeeltern mit den Pflegekindern leben, keinen Widerspruch bewirkt, scheint alles in Ordnung zu sein – »das sei wirklich nie ein Problem gewesen« (Michèle 01:34:30-4). Dabei erzählte Michèle, wie sie nicht immer ausreichend über den religiösen Hintergrund von Pflegekindern informiert seien und Herausforderungen sich dann spontan im Alltag stellen. Sie führte dazu muslimische Pflegekinder an, die sie für christlich gehalten hätte und die dann irgendwann irritiert bemerkt hätten, Schweinefleisch zu essen. Die Pflegemutter habe daraufhin versucht, den Patzer mit dem Argument der Grosszügigkeit Gottes gegenüber Kindern beschwichtigend auszumerzen (Michèle 00:31:26-4).

Michael

Michael ist zum Befragungszeitpunkt 42 Jahre alt. In der Kleinkindphase seiner leiblichen Kinder hat er ein Theologiestudium in einer evangelikalen Institution absolviert und wäre gerne mit der Familie zur Missionstätigkeit ins Ausland gereist. Der Gesundheitszustand seiner Frau hat dies jedoch nicht zugelassen. Michael sprach offen über seine Religiosität. Als Pflegevater erfährt er den Kontakt mit Behörden, die häufigen Wechsel der Zuständigen als unerfreulich. Die Funktion der DAF-Mitarbeitenden als zuverlässige Puffer zwischen Herkunftsfamilie, Behörde und ihnen hingegen, schätzt er. Standortgespräche fänden ein- bis zweimal jährlich statt, während die zuständige Fachperson bei der evangelikalen DAF mindestens alle zwei Monate zu Besuch käme.

Umgang mit den Herkunftseltern

Michael gab an, »meistens recht wenig [...] das Minimum an Infos« über die Herkunftseltern zu erfahren (Michael 00:27:16-2). Bei den Notfallplatzierungen würde ihm das entgegenkommen, da sie so »viel unbefangener mit dem Ganzen um[gehen]« können. Bei Langzeitpflegeverhältnissen käme »irgendwann dann die ganze Geschichte hervor«. Dies bewirke zuweilen, dass »man durch solches halt eben auch die Eltern besser [versteh] oder dann manchmal auch gar nicht mehr« (Michael 00:28:28-1), reflektierte er und zeigt damit seine generell ambivalente Haltung den Herkunftseltern gegenüber. Dennoch sind die konkreten Äusserungen zu den Herkunftseltern der Pflegekinder eher negativ von »die sind getrennt« (Michael 00:33:03-5) zu »sie ist sehr unzuverlässig«

(Michael 00:04:24-8) oder das gesamte soziale Umfeld der Pflegekinder wird als problematisch beschrieben (Michael 00:06:03-2). Konkrete positive Beispiele führte Michael nicht an. Auch wollen seine leiblichen Kinder keinen Kontakt zu den Herkunftseltern der Pflegekinder und bevorzugen, bei deren Besuch nicht zu Hause zu sein (Michael 00:34:51-2). Der Pflegevater sagte, die aktuellen Pflegekinder würden die Herkunftseltern »recht selten [...]sehen«, räumte aber ein, dass »die Ältere [...] von Anfang an zu den Eltern recht einen engen Draht gehabt [habe]. die Jüngere gar nicht«. So wie letztere von diesen spräche, hätten die Herkunftseltern den Status eines »Grosi oder irgendjemand [...] noch weiter aussen. es ist nicht wirklich ein tiefer Draht«. Reflektiert meinte er, dass sich das »wieder ein bisschen ändern wird, wenn sie älter wird und auch gewisse Zusammenhänge besser versteht« (Michael 00:34:51-2). Damit anerkennt er die zentrale Stellung der Herkunftseltern für den Identitätsbildungsprozess seiner Pflegekinder. Wichtig sind ihm im Austausch mit den Herkunftseltern ausserdem die zugesicherten Erweiterungen des Zuständigkeitsbereichs für sie als Pflegeeltern. So betonte er die »medizinisch[e] [...] Vollmacht« sowie die Zuständigkeit für »gewisse Entscheidungen«, welche die Herkunftseltern ihnen gemeinsam mit den beteiligten Fachpersonen einräumen:

»medizinisch, da haben wir jetzt die Vollmacht. [...] wir dürfen dort auch mitentscheiden oder unterschreiben, wenn Sachen je nach dem sind (.) und sonst gewisse Entscheidungen, [...] kommt immer wieder darauf an, um was dass es geht (.) in Absprache mit den Eltern, mit DAF-A (.) manchmal muss der Beistand das Okay geben« (Michael 00:35:55-2).

Neben diesen erweiterten Kompetenzen, denen die Herkunftseltern der aktuellen Pflegekinder zugestimmt haben, hob er weitere Bereiche der Zustimmung hervor und nannte keinen einzigen Konfliktpunkt. So seien die Herkunftseltern gemeinsam mit der DAF und dem Beistand damit einverstanden, dass das eine Pflegemädchen »in der öffentlichen Schule [...] überfordert« und eine christlich geführte Privatschule »eine Lösung« ist, während sie in einer »heilpädagogische[n] Schule [...] fehl am Platz« sei – »das sehen wir alle sehr ähnlich« schloss Michael. Mit einer solchen Übereinstimmung versucht er, eine Normalisierung der christlichen Privatschule und sichert sich durch eine Allianz mit staatlichen Behörden ab. Gleichzeitig unterstellt er, die staatlichen Schulangebote würden eine wesentliche Lücke bei Angeboten für »überfordert[e]« Kinder aufweisen (Michael 01:10:07-9). Weiter unterstrich er die Einigkeit zwischen Herkunfts- und Pflegeeltern damit, dass die Eltern darüber informiert sind, »dass sie [die Pflegemädchen, d. A.] zwischendurch bei uns auf den Schoss kommen« (Michael 01:29:18-5) und der Herkunftsvater »findet's schön«, wenn seine Kinder die Grosseltern der Pflegefamilie erleben dürfen. Dabei interpretiert er das Fehlen einer Meinungsäusserung der Mutter, mit der er »nie [...] über das geredet« habe, als »ganz sicher nicht ein Problem«:

»der Vater von ihnen von ihnen zweien (.) der findet's schön, dass sie noch Grosseltern hier im Haus haben. weil [...] sonst haben sie halt nicht Grosseltern (.) und dass sie das noch erleben dürfen, findet er wirklich schön. also (.) eigentlich positiv. und von der

Mutter her (.) also ganz sicher nicht ein Problem (.) ich meine, ich habe jetzt noch nie mit ihr über das geredet« (Michael 01:25:15-9).

Es sind also ein staatlich abgesegneter Vorschlag für eine christliche Privatschule sowie ›harmlose‹ Alltagsthemen, die das kindliche Bedürfnis um Nähe und Zugehörigkeit betreffen, die der Pflegevater als Beleg für den Konsens anführt. Dennoch zeigt sich dabei ein wirkmächtiger Mechanismus. Dieses Nicht-Thematisieren mit den Herkunftseltern und stattdessen das Füllen des Vakuums mit einer eigenen Interpretation durch die Pflegeeltern, ist ein nicht zu verkennender Vorgang, der bei der religiösen Erziehung zentral ist.

Konkret nach dem Kontakt zu den Herkunftseltern gefragt, führt Michael an, dass zwar Bemühungen seitens der Eltern da gewesen sind, jedoch nicht durchgehend:

»der Kontakt zu den Eltern ist [...] nicht stets da gewesen und trotzdem ist er eigentlich ein Gewisses da gewesen (.) einfach so viel, wie sie haben können oder wollen. [...] nicht dass man ihn irgendwo hat abschotten müssen oder irgendetwas (.) gefährlich wäre es nirgends gewesen. aber einfach, sie sind nicht fähig gewesen (2) von der Psyche her oder emotional« (Michael 00:31:19-8).

Der Pflegevater ist sich bewusst, dass die Herkunftseltern eine Aufrechterhaltung des Kontaktes teilweise aufgrund ihrer psychischen Verfassung nicht zu bewerkstelligen schaffen. Dabei betonte er, dass sie nie Pflegekinder betreut haben, die sie vor ihren Herkunftseltern hätten »abschotten müssen«. Es wird deutlich, dass die Herkunftseltern in der Pflegefamilie eher selten auftauchen. Der Pflegevater berichtete von gelegentlichen ein- bis zweistündigen Besuchen, einem einmaligen Treffen in einem Tierpark, Besuchen zu Kindergeburtstagen und gelegentlichem Schreiben und Telefonieren. Weiter gäbe es begleiteten Besuchskontakt an einem durch Fachpersonen bestimmten Ort, zudem variere die Kontaktart über die Zeit (Michael 00:32:53-9). Von regelmässigem oder intensivem Austausch kann jedoch nicht die Rede sein. Zudem beurteilte er die elterlichen Besuche als Quelle von Unruhe: »schon nur wenn die Eltern für eine Stunde zwei vorbeikommen (.) dann ist wieder alles aus den Fugen ((CH: ds unger obsi)) gewesen« (Michael 01:30:24-0) und macht damit seine Ablehnung deutlich. In Bezug auf allfällige leibliche Geschwister der Pflegekinder, würden die involvierten Fachpersonen diesen Kontakt »manchmal« organisieren, die Pflegeeltern hätten gewöhnlich nichts damit zu schaffen:

»ist eigentlich nicht die Regel, dass man zu den Geschwistern direkten Kontakt suchen. [...] da sind wir sehr froh über DAF-A oder über Institution-K und so, die [...] manchmal auch andere Möglichkeiten schaffen, für dass der Kontakt zustande kommen kann« (Michael 00:42:15-5).

Darin zeigt sich eine distanzierte Haltung gegenüber der Herkunftsfamilie, der gemäss die Pflegeeltern sich nicht für die leiblichen Geschwister ihrer Pflegekinder interessieren und sogar »sehr froh« sind, dass ihnen diese ›Last‹ durch involvierte Fachpersonen

abgenommen wird. Die weitere Verwandtschaft der Pflegekinder findet durch Michael entsprechend auch keine Erwähnung.

Religiöse Erziehung

Zur Absprache bezüglich der religiösen Erziehung mit den Herkunftseltern sagt Michael, dass dies vor den Platzierungen mit den abklärenden Fachpersonen »am Anfang thematisiert« wird, die Eltern folglich informiert sein sollten. Sie seien »transparent«, praktizieren ein Tischgebet und kommunizieren ihre Haltung, die Pflegekinder »sollen an unserem Glauben teilhaben können, so wie wir ihn leben. aber schlussendlich, muss es jedem seine eigene Entscheidung sein«. Sie würden »sicher nicht evangelisieren«. Gleichzeitig ist dem Pflegevater bewusst, dass sich die Pflegekinder in seiner Pflegefamilie dem religiös geprägten Alltag nicht entziehen können. Michael erwähnte, dass bei seinem 18jährigen Pflegesohn die religiöse Erziehung in »Standortgespräch[en] angesprochen« worden ist oder Eltern nachfragen (Michael 01:11:08-8). Die Thematik kommt folglich im Nachhinein oder bei älteren Pflegekindern auf. Somit scheinen vor der Platzierung bei weitem nicht alle Fragen zur religiösen Erziehung geklärt. Zum aktuellen Pflegeverhältnis beschrieb der Pflegevater die Herkunftseltern als »in einem gläubigen Elternhaus aufgewachsen. und für den Vater ist es [die Religiosität der Pflegeeltern, d. A.] nicht ein Problem« und fügt fast rechtfertigend an, dass Letzterem wichtig ist, dass seine Kinder sich wohlfühlen, was er offensichtlich für gegeben hält (Michael 01:11:23-7).

9.2.4 Pflegefamilie 4

Fallskizze

Gisela und **Ruedi** sind verheiratet und führen gemeinsam einen abgeschiedenen landwirtschaftlichen Hof mit Hundezucht und Tourismusangebot. Die beiden haben sich erst relativ spät kennengelernt, geheiratet und sogleich eine Pflegefamilie gegründet. Davor ist Gisela in der internationalen Mission tätig und nicht liiert gewesen, während Ruedi geschieden ist und drei erwachsene Kinder aus erster Ehe hat. Als Pflegefamilie haben sie sich auf Kriseninterventionen vor allem für Heimkinder spezialisiert, daraus haben sich zwei Langzeitplatzierungen über mehrere Jahre ergeben. In den zwölf Jahren als Pflegefamilie haben sie mehrere Dutzend Pflegekinder und -jugendliche betreut, die jeweils zwischen sieben und 25 Jahre alt gewesen seien, wobei höchstens zwei gleichzeitig bei ihnen lebten. Unterstützt werden sie in ihrer Arbeit durch eine Praktikantin, manchmal durch Lehrpersonen. Beide sind im evangelikalen Glauben verwurzelt und traditionelle Genderrollen, ein streng strukturierter Tagesablauf sowie Arbeitsamkeit dominieren ihre Vorstellung von Zusammenleben.

Gisela

Gisela ist zum Befragungszeitpunkt 58 Jahre alt und hat keine eigenen Kinder. Ihr Erziehungsverständnis scheint stark kontrollierend. Sie berichtete von teilweise konflikthaften Beziehungen mit Behörden und Heimmitarbeitenden, während die Zusammenarbeit mit den beiden evangelikalen DAFs, die sie und ihr Ehemann explizit wegen der vertretenen christlichen Werte gewählt hätten, angenehm sei.

Umgang mit den Herkunftseltern

Gisela zeichnete ein pauschales Bild der Herkunftsfamilien als »die zerbrochenen Familien« (Gisela 00:30:59-9). Die auf Kurzzeitpflege spezialisierte Pflegefamilie hat bereits zahlreiche Pflegekinder betreut, wovon sie in ihrer Erzählung einige herausgreift, wenn sie keine generalisierenden Aussagen tätigt. Ein Pflegekind sei aus »ganz schwierigen Verhältnissen« gekommen mit einer suchtkranken, heroinabhängigen Mutter, die ständig zwischen Leben und Tod geschwebt habe und einem abwesenden Vater (Gisela 00:09:48-7). Die Herkunftsmutter eines weiteren Pflegejungen charakterisiert sie als »überfordert« und »naiv«:

»wir hatten einen ganz gescheiterten jungen Buben (.) und ne überforderte Mutter (.) »single mom« (.) Mann irgendwo im Busch (.) also wörtlich (3) und er hat- also, er hatte ne schwarze Hautfarbe. die Mutter war eine Schweizerin (.) der Bub war blitzgescheit (2) ein herziger Junge, zwölf Jahre [...] flotte Mutter, einfach sehr naiv« (Gisela 01:18:03-7).

Dabei kann sie ihre rassistische Haltung nur schlecht verbergen. Zwar sei der Junge »blitzgescheit« und »herzig«, dennoch fühlt sie sich bemüsstigt, die »schwarze Hautfarbe« des Vaters oder des Jungen – auf wen sie sich bezieht, ist nicht klar – zu nennen und im Kontrast dazu die Schweizer Nationalität der Mutter. Explizit ist ihre rassistische Abwertung, wenn sie erwähnt, der Vater sei »irgendwo im Busch, also wörtlich«, womit sie zum Ausdruck bringt, dass er sich an einem unzivilisierten Ort befinde.

Zu den Kontakten zwischen Pflegekind und Herkunftseltern betont Gisela die jeweils »individuell[en]« Absprachen:

»das müssen wir sowieso regeln. Individuell, wer Pflegekinder besuchen darf. also da ist manchmal ein ganzer Ansturm von Leuten, die auch noch kommen möchten (.) und das ist erstens wahnsinnig anstrengend (.) zweitens es ist unser privates Haus, das manchmal dann wie eingenommen wird. [...] ist uns einmal passiert. ja. war unangenehm (.) muss man dann verbal abstellen. [...] was wir sonst noch machen mit Besuchen, also das klären wir natürlich entweder mit dem Heim oder mit mit den einweisenden ä- (.) klären wir das immer. wie sind die Kontakte? wer hat Zugang? wer darf telefonieren? [...] wenn jetzt welche besuchen kommen dürfen, dann machen wir's meistens so, dass die einen Ausflug mit dem Kind machen, dass es auch mal raus kommt mit dem Elternteil, oder wer immer dann halt kommt. (.) und die nicht auch noch hocken« (Gisela 01:12:16-5).

Andere Verantwortliche wie Behörden oder bei Pflegekindern, die sonst im Heim leben, deren Zuständige, würden die Pflegeeltern über die vereinbarten Kontaktmöglichkeiten informieren. In der Ausdrucksweise »wer hat Zugang? wer darf telefonieren?« wird ihr Rollenverständnis als Gatekeeperin deutlich. Zudem zeigt sich, dass sie den Herkunftseltern auch im offiziell erlaubten Rahmen, nur beschränkt Zugang zum Aufenthaltsort des Pflegekindes gewährt und diese lieber mit dem Pflegekind wegschickt. Die Begründungen der Pflegemutter sind vielschichtig. Die Pflegeeltern empfinden die Besuche der Herkunftseltern erstens als »wahnsinnig anstrengend« und zweitens als Verlust von Privatsphäre. Gisela bekräftigte dies mit dem Belegbeispiel eines einmaligen Vorfalls, bei dem sie von einem »ganze[n] Ansturm von Leuten [...] eingenommen« worden seien,

folglich die Kontrolle verloren haben und diese durch »verbal abstellen« zurückerlangen mussten. Drittens sollen die Pflegekinder von dem Besuch profitieren und durch einen Ausflug die Gelegenheit haben, »mal raus [zu] komm[en]«. Und viertens scheint sie untätiges Herumsitzen nicht zu ertragen, was sich im gesamten Interview zeigt, zum Beispiel in ihrer Aversion gegen »faule« Pflegekinder (Gisela 00:38:30-6). Die ablehnende und ausschliessende Haltung gegenüber den »anstrengenden [...] Eltern« kommt in der Darstellung Giselas wiederholt vor. Sie führte detailliert die rein organisatorische Kontaktart zwischen Herkunftsfamilie- und Pflegeeltern aus, wobei sie mit den »komische[n] Reaktionen« der Herkunftsfamilie facettenreich begründet, weshalb sie es »immer geschätzt« haben, dass ihre DAF alle übrigen Absprachen mit den Herkunftsfamilien übernommen habe:

»[wir] haben's immer geschätzt, wenn unsere Pflegekindorganisation das übernommen hat. [...] das ist wirklich anstrengend mit den Eltern. da kommen so viele Interessenkonflikte dann zusammen (.) und meist auch oft so ne Scham, dass sie versagt haben. und dann gibt's so komische Reaktionen uns gegenüber (.) entweder Neid oder: "ey, du hast mir nix zu sagen." oder Angst oder Unsicherheit. und das ist irgendwie nicht nötig. sondern [...] dass wir das klären lassen über die einweisende Instanz. [...] mal ein Telefon hier oder da, [...] wegen dem Abholen: [...] "wir brauchen Kleider" oder "sollen wir einkaufen? (.) schickt ihr was?" solche Sachen. [...] das machen wir schon. [...] wir wollen auch, dass die Eltern nicht das Gefühl haben, sie dürfen nicht an ihr Kind heran. [...] ausser wenn wir es schützen müssen. [...] ganz oft, dass man ganz restriktiv die Telefonate entweder abstellen muss oder ganz klar überwachen muss« (Gisela 01:14:00-5).

»Scham [...] versagt zu haben«, »Neid«, »Angst« und »Unsicherheit« sind das Verhalten, das die Pflegemutter den Herkunftsfamilien im Umgang mit ihnen zuschreibt und wovon sie sich durch ein Auslagern des Kontakts an Fachpersonen zu schützen sucht. Entsprechend übernahmen sie nur die telefonische Kommunikation zur Übergabe der Pflegekinder und deren Versorgung mit Kleidung. Gleichzeitig betonte sie, den Herkunftsfamilien nicht »das Gefühl« geben zu wollen, ihnen ihre Kinder vorzuenthalten. Dabei geht es ihr mutmasslich primär darum, Ruhe zu bewahren und weniger um die tatsächlichen Kontaktmöglichkeiten zwischen Pflegekind und Herkunftsfamilien. Entsprechend schob sie sogleich nach, dass sie »ganz oft« Pflegekinder vor ihren Herkunftsfamilien »schützen müssen« und betonte erneut ihre machtvollen Gatekeeper-Funktion, in deren Rahmen sie »ganz restriktiv die Telefonate [...] abstellen [...] oder ganz klar überwachen muss«.

Noch expliziter wird ihre Ablehnung gegenüber den Herkunftsfamilien, als diese in unverhohlenen Ekel umschlägt. Gleichgeschlechtliche Elternpaare stehen für die Pflegemutter für »schwindende Familienwerte«, die zu unstillen Verhältnissen führen, weshalb die Kinder die Orientierung verlieren. Eine homosexuelle Mutter könne dem Kind im Gegensatz zur evangelikalen Pflegefamilie keinesfalls die erhoffte Geborgenheit bieten:

»das ist das erste Kind das wir jetzt haben, wo eine Mutter [...] ne Frau hat (.) könnte kotzen (.) der Bub kommt nicht klar damit. [...] die schwindenden Familienwerte sind ne Katastrophe für die Kinder (.) die wissen nicht wo sie hingehören (.) sind zerrissen. immer ›on the move‹. an einem Wochenende hierhin, am anderen Wochenende dort-

hin. die kommen nicht zur Ruhe (.) der Bub wünscht sich nix [...] sehnlicheres als zusammen auf dem Sofa sitzen, Familie sein (2) nicht schon wieder packen und gehen« (Gisela 01:25:40-7).

In der Darstellung Giselas wünscht sich das Pflegekind »zusammen auf dem Sofa sitzen, Familie sein«, so wie es das bei ihnen erleben durfte:

»neulich haben wir einen Kinoabend gemacht mit dem Buben. der hat sich das gewünscht, ne ›couch time‹, ›family time‹, ›cosy time‹ (.) und dann hat er sie [eine Nachbarin] eingeladen. [...] da hat sie Glacé mitgebracht und dann gab's Popcorn und dann sind wir einfach einen Abend da gehockt und haben einen Film geglotzt und geschwätzt« (Gisela 00:12:33-7).

Dass es dem Pflegekind bei der detailliert beschriebenen Familienzeit offensichtlich wichtig gewesen ist, eine Nachbarin mit einzuladen, und die »family time« nicht mit den Pflegeeltern alleine verbringen wollte, reflektiert die Pflegemutter nicht, obwohl sie die Art der Paarbeziehung zum Ausgangspunkt ihrer Argumentation macht. Stattdessen nimmt sie diesen netten Abend als Beleg für familiäre Geborgenheit in einem traditionellen Setting und setzt dies in Kontrast zur Situation in einer gleichgeschlechtlichen Herkunftsfamilie. Dabei bringt sie die vielen, Stress verursachenden Wechsel im Kontext der multilokalen Herkunftsfamilie, die dem Pflegekind offensichtlich zusetzen, direkt mit der sexuellen Orientierung der Mutter in Zusammenhang. Die lesbische Beziehung der Mutter steht dabei »Familienwerte[n]« entgegen und bewirke die Orientierungslosigkeit des Kindes. Eine Scheinkorrelation, die stark mit ihrer evangelikalen Religiosität zusammenhängt und die immense Ablehnung gegenüber der Herkunftsmutter verdeutlicht.

Religiöse Erziehung

Gisela erläuterte, wie sie ihre religiöse Haltung den DAF-Mitarbeitenden und Behörden gegenüber erwähnt, aber nicht gross zum Thema macht:

»wenn die Betreuer kommen (.) reden wir da kurz drüber. aber das ist eigentlich nie ein Problem. also wir halten das auch nicht zurück, aber ich schreib's auch nicht auf meine Fahne. [...] der Vertreter vom Amt kommt, der weiss das auch (.) die Voraussetzung ist immer die, dass man die Kinder nicht bedrängt. [...] es ist wirklich unkompliziert« (Gisela 00:49:44-9).

Vom Austausch mit den Herkunftseltern zur religiösen Erziehung ist keine Rede. Gisela hält die Fachpersonen dafür zuständig und respektiert einfach die Grenzen der Pflegekinder, die bereits ab siebenjährig bei ihnen sein können. Sie missionieren nicht, es sei »nie ein Problem« und »wirklich unkompliziert«.

Dennoch scheint die religiöse Herkunft der Pflegekinder ein Thema zu sein. So sagte die Pflegemutter, »manche kennen's schon ein bisschen. vielleicht vom Papi oder von der Mami oder vom Heim. je nach dem« (Gisela 00:48:05-9) und spielte damit auf den christlichen Hintergrund einiger Pflegekinder an. Sie erkennt zudem Pflegekinder mit

einer areligiösen Herkunftsfamilie, was sie jedoch nicht dazu bringt, diese von ihrer religiösen Praxis auszuklammern, sondern im Gegenteil animiert, aktiv das Tischgebet als Standard einzufordern:

»dann haben wir auch schon viele Kinder gehabt, die haben gar keine Meinung dazu. und dann sage ich: "du, wenn wir essen, wir danken fürs Essen. also ich sprech' meistens ein kurzes Gebet"« (Gisela 00:46:12-4).

Bei einigen Pflegekindern mit muslimischen Herkunftseltern fühlt sie sich bemüsstigt, provokativ gegen die vorgesehene religiöse Erziehung zu verstossen, indem sie den Konsum verbotenen Schweinefleischs anbietet und das als Akt gegen einen dominanten Vater versteht:

»wenn ich Moslems hab, geb ich denen kein Schweinefleisch (2) klar. ausser sie wollen es probieren. [...] hatten wir schon. [...] verängstigte junge Burschen, die vor ihrem Papa Angst haben und natürlich kein Schweinefleisch essen (.) obwohl's im Koran nicht steht, dass man bei Gästen kein Schweinefleisch essen darf. [...] wir hatten einen, der hat gesagt: "ja, ich würde schon mal gern probieren. aber ich hab A-, gell ihr sagt es dem Papi nicht." "nein nein wir sagen das nicht"« (Gisela 00:44:50-8).

Wie ihr Mann (siehe den folgenden Abschnitt) argumentiert Gisela, dass der Koran Schweinefleischverzehr für Gäste erlaubt. Damit stellt sie das religiöse Wissen der Herkunftseltern in Frage und erhebt sich selbst zur fundierteren Kennerin in muslimischen Belangen. Weiter hebt sie Pflegekinder in einen Gast-Status, den sie nicht heranzieht, wenn sie von ihnen Mitarbeit auf dem Hof einfordert. Gleichzeitig nutzt die Pflegemutter den Schweinefleischkonsum, um einen Keil zwischen Pflegekind und Herkunftsfamilie zu treiben.

Ruedi

Ruedi ist zum Befragungszeitpunkt 60 Jahre alt. Er erwähnte Konflikte mit Behörden und jungen Sozialarbeitenden, denen er sich durch seine Lebenserfahrung im sozialen Umgang überlegen fühlt und entsprechend den kantonalen Weiterbildungskurs zur Pflegeelternschaft ablehnt. Die Anlässe bei den beiden evangelikalischen DAFs, die sie explizit wegen der vertretenen christlichen Werte gewählt haben, besuche er hingegen gerne und empfinde diese als bereichernd. Allgemein sei die Zusammenarbeit mit diesen Fachpersonen angenehm und entlaste sie vom Kontakt mit den Heimen und Herkunftsfamilien.

Umgang mit den Herkunftseltern

Ruedi äusserte sich praktisch nicht zu irgendwelchen Eigenschaften von Herkunftseltern, er erwähnte nur, dass die meisten deutschsprachig seien, wenige Französisch sprächen (Ruedi 00:24:45-8) und nennt einige Pflegekinder mit muslimischen Eltern (Ruedi 00:30:03-3). Darin deutet sich bereits seine pauschale Ablehnung an, die ihm mutmasslich einfacher fällt, je weniger er über die einzelnen Personen Bescheid weiss.

Ruedi sagte klar, die Herkunftseltern auf Distanz halten und bei längerfristigen Platzierungen verhindern zu wollen, dass diese »sich anfangen einzumischen« und »reinzufunken«, das sei »das Schlimmste« und führe unweigerlich zu einer vorzeitigen Beendigung des Pflegeverhältnisses:

»das Schlimmste ist (.) und was einfach gar nicht passieren darf, wenn die Eltern sich anfangen einzumischen. weisst du, wenn dann Kinder länger da sind, dann geht es nicht mehr, wenn die Eltern anfangen reinzufunken. wenn man das nicht verhindern kann, dann scheidert es eigentlich (.) weil da ist natürlich, gell, Blut ist dicker als Wasser. das musst du einfach wissen. Kinder halten immer zu den Eltern (.) Kinder können so schlecht von Eltern behandelt werden, wenn es spitz auf spitzig ist, entscheiden sie für die Eltern. das ist einfach eingerichtet (.) und wenn das passiert, dann ist fertig. dann musst du es abbrechen (.) das ist zwei oder drei Mal vorgekommen. [...] obwohl es eigentlich gegangen wäre. [...] wenn ich dir das Kind wegnehme, weil du einfach nicht gut geschaut hast, [...] dann hast du natürlich ein Schuldgefühl. [...] wer will das schon akzeptieren, dass er nicht gut zu den Kindern geschaut hat. und dann funktioniert das zum Beispiel bei uns. [...] das will man nicht wahrhaben, oder probiert das sogar zu zerstören, weil das einfach nicht wahr sein kann, dass du es nicht geschafft hast zu deinem Kind zu schauen. so läuft das« (Ruedi 00:40:06-4).

Sind Eltern mit dem Vorgehen in der Pflegefamilie nicht einverstanden und kommt es zu Konflikten, hat Ruedi ein einfaches Schema zur Erklärung bereit: Aus Schuldgefühl, Neid und Unglaube über die »funktionier[ende]« Pflegefamilie würden die Herkunftseltern, die »es nicht geschafft« und »nicht gut zu den Kindern geschaut« hätten, das prinzipiell gelungene Pflegeverhältnis unterminieren oder »sogar [...] zerstören«. Diese Eigentheorie passt zu einem dichotomen Weltbild, demnach die Pflegefamilie erfolgreich ist und die Herkunftsfamilie frustriert und unreflektiert Positives vernichtet. Dreh- und Angelpunkt ist dabei eine prädestinierte Verbindung zwischen leiblichen Eltern und ihren Kindern, die Ruedi selbst in der Metapher »Blut ist dicker als Wasser« äusserte. Für einen möglichen Perspektivenwechsel und zu einer Reflexion über unterschiedliche Weltansichten zeigt sich der Pflegevater nicht bereit. Im Gegenteil reagiert er auf Kritik durch Herkunftseltern mit dezidiertem Ablehnung und Abbruch. Ein Szenario, das sich bereits mehrmals ereignet hat. Daraus lässt sich schliessen, dass Ruedi den Austausch mit den Herkunftseltern der Pflegekinder grundsätzlich ablehnt und den Kontakt meidet.

Religiöse Erziehung

Diese ablehnende und ausschliessende Haltung gegenüber den Herkunftseltern zeigt sich auch in Bezug auf die religiöse Erziehung, indem der Pflegevater recht unverblümt und pauschal muslimische Herkunftseltern diskreditiert:

»wenn es natürlich so irgendwie moslemische Hintergründe haben – aber ist noch interessant (.) sie essen zum Beispiel kein Schweinefleisch, aber sie haben rein keine Ahnung vom Glauben. [...] rein keine Ahnung, wer der Mohammed gewesen ist oder einfach ke- rein nichts (.) aber das wissen sie. und dabei steht es im Koran gar nicht drin. ist einfach ein Blödsinn (.) es steht schon drin, aber es heisst: “wenn du Gast bist an einem Ort, isst du das, was dort auf den Tisch kommt.” fertig. aber das musst du

gar nicht erzählen, das weiss niemand. nicht einmal die Erwachsenen. [...] „aha“, an die Werte glauben sie jedenfalls auch nicht, [...] wenn sie nur das wissen, ist auch der Koran leere, leere, leere Blätter« (Ruedi 00:30:03-3).

Ruedi, der weiss, dass die religiöse Erziehung den Herkunftseltern obliege (Ruedi 00:27:37-8), spricht muslimischen Eltern ab, ihren Kindern genügend Wissen über den Islam zu vermitteln und unterstellt ihnen, den Koran im Hinblick auf das Verbot, Schweinefleisch zu essen, falsch zu interpretieren und entsprechend die im Islam vermittelten Werte gleichfalls nicht zu achten. In der dreimaligen Wiederholung von »leere« für die symbolische Wertlosigkeit des Korans, wenn dieser nicht richtig interpretiert würde, zeigt sich die emotionale Involvierung des evangelikalen Pflegevaters und damit seine heftige innere Abneigung. In Kombination mit der Ablehnung jeglicher Involvierung seitens der Herkunftseltern und seinen Versuchen, den Pflegekindern etwas über den christlichen Glauben zu »erzählen« (Ruedi 00:29:00-7), wird deutlich, dass er nicht respektiert, dass die religiöse Erziehung der Pflegekinder den Herkunftseltern obliegt.

9.2.5 Pflegefamilie 5

Fallskizze

Nicole ist die Pflegemutter von **Hadjar**, die als muslimische UMA in die Schweiz gekommen ist. Seit zwanzig Jahren ist Nicole mit ihrem Mann verheiratet und die beiden haben vier gemeinsame Kinder im Alter zwischen sechs und dreizehn Jahren. Zusätzlich werden zwei Tageskinder in der Familie betreut. Die Pflegefamilie bewohnt ein Haus in einem kleinen, ländlichen Dorf. Nicole hat einen medizinischen Beruf erlernt, den sie jedoch seit der Familiengründung zugunsten der Familienarbeit aufgegeben hat. Der Pflegevater ist Vollzeit im kaufmännischen Bereich tätig. Während die Pflegemutter ständig anwesend ist, verbringt der Pflegevater regelmässig allein Urlaub im Ausland und das geringere Engagement des Ehemannes bei der Familienarbeit führt gemäss Nicole zu Paarconflikten. Beide Pflegeeltern sind evangelikal aufgewachsen, der Pflegevater teilweise im Ausland, da seine Eltern missionarisch tätig gewesen sind. Nicoles Eltern folgen einer strengeren religiösen Ausrichtung als sie es sich für sich und ihre Familie wünscht. Die Pflegefamilie ist Mitglied einer charismatischen Gemeinschaft, die sich an ein jüngeres Publikum richtet.

Nicole

Nicole ist zum Befragungszeitpunkt 42 Jahre alt. Sie erzählte von ihrer zeitweiligen Abwendung vom evangelikalen Milieu, sagte aber, dass ihr die Beziehung zu Gott heute wichtig ist, und dass sie Jesus zum Vorbild nimmt. In der Erziehung ist für Nicole der intensive Austausch mit den Kindern und dadurch die Möglichkeit der Einflussnahme zentral. Obwohl sie gut über Hadjars Geschichte informiert ist und weiss, dass die Unterbringung gegen den Willen des Pflegemädchens auf Behördenbeschluss erfolgt ist, stellt die Pflegemutter diesen nicht in Frage. Wechselnde Beistandschaften und deren geringes persönliches Interesse am Pflegekind kritisiert Nicole. Die DAF-Mitarbeitenden seien hingegen unterstützend.

Umgang mit den Herkunftseltern

Nicole, die mit Hadjar ihr erstes Pflegekind betreut, erzählte, die Herkunftseltern haben ihr Kind »auf der Flucht [verloren]« und es habe nie »ein Abschied stattgefunden«. Sie anerkennt die »belastende Situation« der Herkunftseltern, die lange nicht gewusst haben, ob ihr Kind »überhaupt noch lebt« (Nicole 00:49:45-2). Dennoch zeichnet sie ein pauschales, negatives Bild der gesamten Herkunftsgesellschaft Hadjars: »die liegen, ja also die hängen ja viel mehr umher, überall im Ausland fast. auf jeden Fall in ärmeren Ländern« (Nicole 01:05:14-8). Konkret äusserte sie sich auch abwertend zur muslimischen Herkunftsmutter. Diese hätte Druck auf das Pflegekind ausgeübt, damit es alles versuche, um bei der leiblichen Schwester statt in der Pflegefamilie leben zu können, und damit den Hungerstreik der eigenen Tochter in Kauf genommen (Nicole 01:43:18-0). Die Herkunftsmutter wird als konservativ und uninformiert dargestellt:

»die Mutter ist einfach sehr fest so, dass sie wie das bewahren möchte, was sie früher gehabt hat. [...] was ihre Werte sind. [...] wir [haben] sie angemeldet gehabt für einen Selbstverteidigungskurs. und dann hat ihre Mutter aber gewünscht, dass sie doch zur Schwester gehen soll (.) dass sie mehr Zeit mit der Familie hat. und dann habe ich ihr gesagt, sie soll entscheiden. aber ich sage ihr dann schon auch: "schau, deine Mutter geht am Abend nicht alleine raus. sie braucht keinen Selbstverteidigungskurs. aber du kommst am Abend alleine nach Hause (.) du brauchst es eben vielleicht." [...] ich versuche nicht, sie auf meine Seite zu bringen. ich sage ihr: "hey, du bist frei. und wenn du nicht in diesen Kurs gehst, dann, im schlimmsten Fall, zahlen wir ihn." [...] ich möchte sie auch wie so ein bisschen anregen, um zu hinterfragen: "ja wo ist es weise auf meine Mutter zu hören? und wo ist es auch weise, um wie zu sagen: hey meine Mutter kann die Situation hier nicht voll und ganz nachvollziehen." und es gibt wie auch diesen Bereich, [...] wo sie lernen muss, sich abzugrenzen. [...] [sie] entscheidet im Moment noch sehr oft so, wie ihre Mutter sie prägen will« (Nicole 01:01:50-0).

Die Pflegemutter treibt einen Keil zwischen die Pflégetochter, die als UMA in der Schweiz ist, und ihrer Herkunftsmutter, die auf der Flucht vom Kind getrennt wurde und wieder im Herkunftsland lebt. Das Pflegekind soll einsehen, dass sie besser auf die Ratschläge der Pflegemutter statt ihrer leiblichen Mutter hört. Nicole setzt das Pflegekind damit unter Druck, behauptet aber, ihr die Wahlfreiheit zu lassen. Die Pflegemutter diskreditiert insbesondere die Herkunftsmutter mit unreflektierten und teils xenophoben Pauschalierungen und lässt dabei die empfundene Wertediskrepanz erkennen.

Nicole erzählte, dass ihre Pflégetochter »über Facetime« wöchentlich mit ihren Herkunftseltern in Kontakt sei und ihre leibliche Schwester »regelmässig« besuche:

»sie hat Kontakt mit ihren Eltern [...] über Facetime. etwa jede Woche einmal. [...] mit ihrer Mutter kann sie nur sprechen, wenn irgendein Geschwister dort ist. weil die Mutter hat kein Handy. aber sie ist immer ein bisschen im Austausch mit ihr. und sie hat eine Schwester [...] hier in der Schweiz, aber schon seit mehreren Jahren. [...] zu ihr geht sie regelmässig. und wir kennen sie und sie sind auch hier, immer mal wieder. [...] also das ist ein Kontakt, der Teil von unserem Leben ist« (Nicole 00:47:38-7).

Die Pflegemutter nannte keine einzige Gelegenheit, bei der sie sich mit der Herkunftsmutter austausche und sagte an anderer Stelle im Interview, dass die männlichen Pflegefamilienmitglieder darauf achten, beim Facetimen für die Herkunftsfamilie nicht sichtbar zu sein (Nicole 01:18:33-2). Es ist folglich offensichtlich, dass kein offener Austausch über die Lebensumstände zwischen der Pflege- und der Herkunftsfamilie gepflegt wird. Weiter sagte Nicole, sie »kenne« die in der Schweiz lebende Schwester, diese sei mit ihrer Familie »immer mal wieder« bei der Pflegefamilie zu Besuch, was die Pflegemutter als einen »Kontakt, der Teil von unserem Leben ist« bezeichnete. Diese Einschätzung wird in Anbetracht der vorangehenden Kontaktbeschreibung sowie der nachfolgend ausgeführten inneren Ablehnung als rhetorische Überhöhung einer eher marginalen Beziehung interpretiert. Allenfalls kann die Aussage so gelesen werden, dass der Kontakt sehr wohl »ein Teil« des Lebens der Pflegefamilie ist, nämlich ein tendenziell ungewollter.

Religiöse Erziehung

Die Tatsache, dass Nicole die Herkunft Hadjars ein Dorn im Auge ist, manifestiert sich an etlichen Stellen im Interview. Die Abwertung des Herkunftsmilieus ist teilweise subtil. So bezeichnet die Pflegemutter Hadjars Entscheid, entgegen dem Wunsch ihrer Mutter kein Kopftuch zu tragen, als vernünftig (Nicole 01:01:50-0). Sie beurteilte die Entscheidung der in der Schweiz lebenden Schwester, ein Kopftuch zu tragen, als selbst verschuldete Ausschlusshandlung, bei der die anderen »Schweizer Frauen [auf dem Spielplatz]«, sich nicht mit ihr unterhalten würden (Nicole 01:03:08-6). Mit Suggestivfragen zur Ehe ihrer Schwester im Vergleich mit ihrer eigenen Ehe treibt sie einen weiteren Keil zwischen Herkunfts- und Pflegefamilie:

»da setzt sie sich irgendwie schon mega damit auseinander. [...] da macht sie sich viele Gedanken. Vorteile von Schweizer Mann oder ein Einheimischer (.) also, einheimisch für sie. [...] da sieht sie, glaube ich, schon auch grosse Unterschiede (.) weil sie bei ihrer Schwester und bei uns, immer so wechselt und bei beiden Familien den Alltag so nahe miterlebt. [...] gerade letzthin habe ich sie gefragt: "wie ist denn das? [...] irgendetwas das einen belastet, kann denn deine Schwester das ihrem Mann sagen?" und dann hat sie gesagt: "nein, das erzählt sie ihm jetzt eher nicht. das gehört sich nicht so, dass man das dem Mann erzählt. das erzähle man eher einer Freundin." und wo ich so merke, ja diese Haltung ›als Ehepartner wollen wir uns beste Freunde sein und bleiben‹, das ist wie nicht eine Haltung, die sie so kennen. [...] sie sieht bei beiden Vor- und Nachteile, und wird sich ihre eigene Meinung bilden« (Nicole 01:21:44-5).

Sie lässt die 15jährige die beiden Ehemodelle gegeneinander abwägen. Dabei animiert sie das Mädchen, selbst zu sagen, dass in der Ehe der Schwester gewisse Themen kulturell bedingt nicht angesprochen werden, während die Pflegemutter darlegte, wie in ihrer Ehe die »Haltung ›als Ehepartner wollen wir uns beste Freunde sein und bleiben‹ gelte. Nicole liess in ihrer Formulierung Hadjar selbst ihre Schwester und deren Mann sowie alle Eheleute ihrer Herkunftskultur vorführen und überhöht ihre eigene Ehe, obwohl sie selbst im Interview von ihrer »Eheherausforderung« sprach (Nicole 00:13:33-0). Die Intention der Pflegemutter, das muslimische Pflegekind zum kritischen Hinterfragen ihrer Herkunft anzuregen und damit diese zu diskreditieren, ist offensichtlich.

Bei der Eignungsabklärung durch die Fachpersonen seien die Pflegeeltern nach ihrer Religiosität gefragt worden und danach, welche Anspruchshaltung sie dem Pflegekind diesbezüglich gegenüber haben. Dabei betonte Nicole, »wirklich sehr mega entspannt« zu sein und die Entscheidung in religiösen Belangen ganz dem Pflegekind zu überlassen (Nicole 00:58:17-9). Weiter ist ihr bekannt, wie es punkto religiöser Erziehung um den Wunsch der Herkunftseltern steht (Nicole 01:01:50-0). Will das Pflegekind Ramadan machen, informiere es sie – weiter scheint sie dabei nicht involviert – und sie koche ohne Alkohol und Schweinefleisch, »das respektieren wir sehr«, meinte Nicole, berichtete aber gleichzeitig davon, wie sie Hadjar zuweilen »in die Kirche mitnehmen« würden. Die Frage nach einer Koranschule liess sie unbeantwortet (Nicole 00:58:17-9). In dieser Darstellung wird deutlich, dass die Pflegemutter die religiöse Erziehung, wie sie die Herkunftseltern wünschen, nur marginal unterstützt und tendenziell dagegen arbeitet.

Zusammenfassung: Pflegeeltern und ihr Umgang mit den Herkunftseltern

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Pflegeeltern die Herkunftseltern tendenziell auf Distanz zu halten versuchen und sich zuweilen froh darüber zeigen, dass Fachpersonen diesen Kontakt abwickeln. Sprechen sie über die Väter und Mütter ihrer Pflegekinder, sind es primär negative, teils despektierliche sowie homophobe, xenophobe und rassistische Äusserungen. Die Pflegeeltern scheinen sich nicht für individuelle Eigenschaften und Fähigkeiten der Herkunftseltern zu interessieren, denn sie äussern sich nicht dazu. Die religiöse Erziehung wird zwar in den Eignungsabklärungen thematisiert, bleibt aber vorwiegend auf einer oberflächlichen Ebene, bei der überwiegend das Tischgebet und der sonntägliche Kirchgang angesprochen werden. Dabei ist anzunehmen, dass religiös durchdrungene Verhaltens- und Deutungsmuster, eine dichotome Weltansicht oder Homosexualität nicht angesprochen werden, da sich kein Pflegeelternanteil zu diesen Themenbereichen äusserte. Tendenziell wird es den teilweise jungen Pflegekindern überlassen, über die Teilhabe am religiösen Leben der Pflegefamilie zu bestimmen – ein direkter Austausch mit den Herkunftseltern findet nur marginal statt und eher mit christlichen Herkunftseltern. Eine areligiöse und insbesondere muslimische Herkunft wird in der Tendenz ignoriert oder unterminiert.